

Osttiroler Heimatablätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

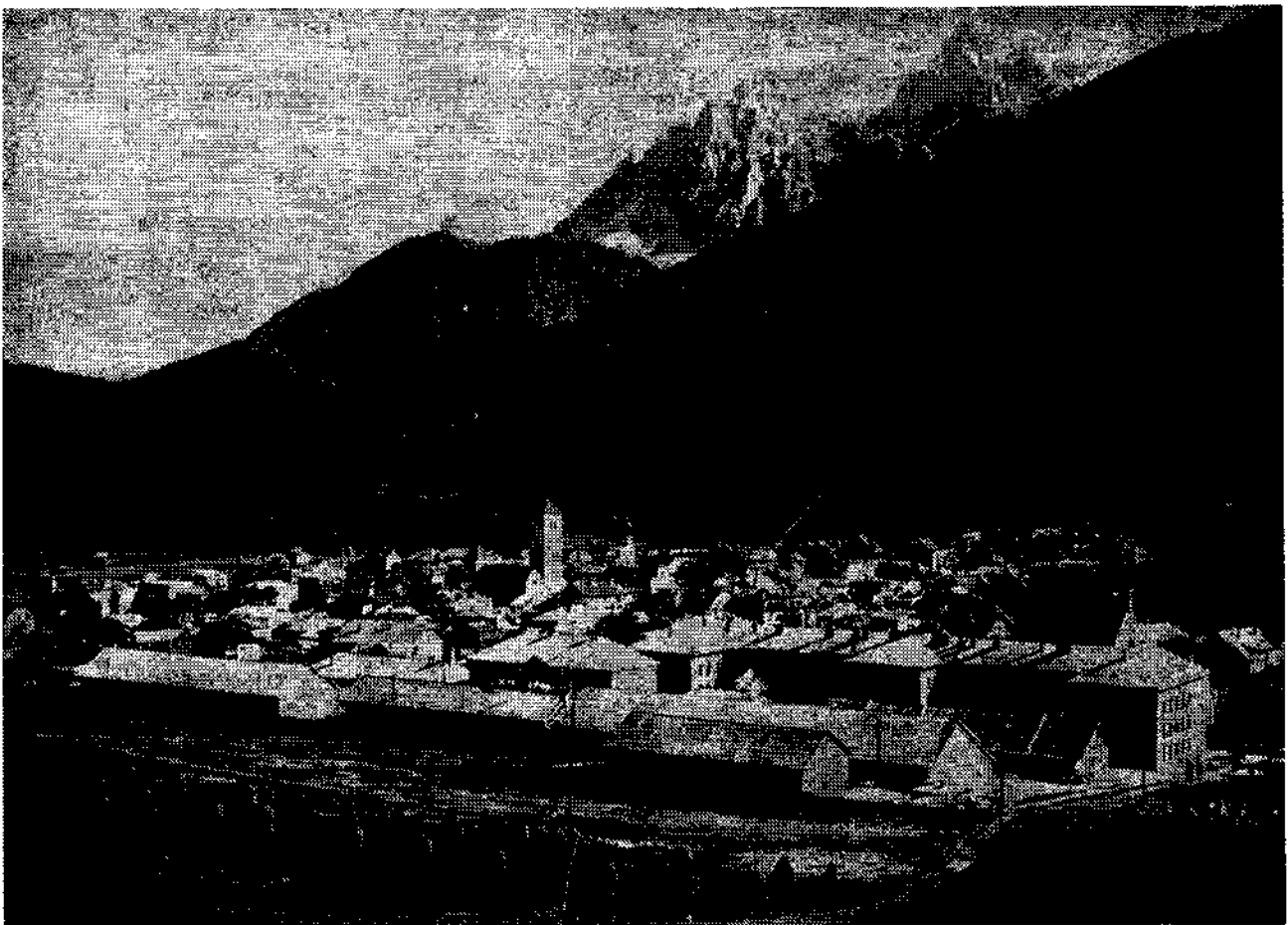
37. Jahrgang

Donnerstag, 25. September 1969

Nummer 9

Zwölfhundert Jahre Innichen

769 trat die Hofmark Innichen in das Licht der Geschichte



Der Markt Innichen liegt auf der Scheitelstrecke des Pustertales in einer Seehöhe von 1173 m am Zusammenfluß des Sextenerbaches mit der Drau. Einwohnerzahl: um 2800. Der Ort gehörte bis 1919 zum Verwaltungsbezirk Lienz. Seit nunmehr fünfzig Jahren ist er Grenzort, hat aber als Straßenverkehrsknoten Pustertalstraße-Kreuzbergstraße immerhin einige Verkehrsbedeutung behalten. Auf dem Bild links der Einschnitt des Sextentales, das zum Kreuzbergsattel führt; der markante Gipfel rechts ist die Dreischusterspitze, 3152 m, der linke der Gsellknoten, 2865 m. Der bewaldete Rücken vorne steigt zum Haunold an.

HANS WASCHGLER

Die Gründung Des Klosters

Im Jahre 769, also vor 1200 Jahren, schenkte der Bayernherzog Tassilo III., zu dessen Herrschaftsbereich in jenen unruhigen Zeiten das Hochpustertal gehörte, dem Kloster Scharnitz das Gebiet zwischen dem Taistnerbach aus dem Gsiesertal und dem Bach von Anras, als welchen man den Erlbach oder den Kristeinerbach ansehen darf.

Die Urkunde, die diese Schenkung beinhaltet, ist leider verschollen, es blieb aber eine Abschrift erhalten, die aus der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts stammt und im ältesten Freisinger Traditionsbuch enthalten ist; dieses wird im Bayerischen Hauptstaatsarchiv zu München verwahrt. Diese Stiftungsurkunde gilt bis heute als die älteste Urkunde Deutschsüdtirols und als eine der ältesten und bedeutendsten Geschichtsquellen im gesamten deutschen Sprachraum.

Die Übersetzung der in Latein abgefaßten Urkunde lautet:

„Übergabe des Feldes Gelau, welches India genannt wird.

Im Namen Gottes

Ich Tassilo, Herzog der Baiern, der hochedle Mann, geführt durch Gottes Barmherzigkeit und die ewige Seligkeit, schenke und übergebe aus eigener Vollmacht mit Bewilligung der vornehmsten Baiern den Ort genannt India, den man insgesamt das Feld Gelau heißt, dem Abte Atto, zu der Kirche des hl. Apostelfürsten Petrus und der übrigen hl. Apostel und Märtyrer, zum Heile meiner Seele wie auch meiner Vorfahren, zur Erbauung eines Klosters und zu dessen Unterhalt.

Vom Bache, der genannt wird Tesido, bis an die Grenzen der Slawen, das ist bis

zum Bächlein vom Berge Anaras, alles (schenke und übergebe ich) ganz und vollständig, ebene Felder und Gebirgsland, Weiden, Jagdgebiet, Moosgründe sowie auch Gesträuch, die alle zu diesem Orte gehören, sodaß kein einziger Mensch in Zukunft befugt sei, noch sich unterfangen soll, unter welcher immer für einem Vorwande oder Ansprüche, auf welcher immer für Weise, diesen Ort und seine Bewohner, nämlich den anfangs genannten Abt Atto oder dessen Nachfolger zu beunruhigen.

Darum habe ich eigenhändig, so gut ich es in stande war, den Anfang der Buchstaben dieser Schrift in Gegenwart meiner Richter und der Vornehmsten nachgebildet. Dabei haben wir vernommen, daß die dortige Gegend von altersher öde und unbewohnt sei. Deshalb habe ich sein Verlangen und seine demütige Bitte erhört und wegen des ungläubigen Volkes der Slawen, damit es auf den Weg der Wahrheit geführt werde, diese Schenkung durch gegenwärtige Urkunde frohen Sinnes gemacht, wobei ich keineswegs annehme, daß jemand von meinen Erben oder Miterben, wer immer, diesem Schenkungsbrief entgegenhandeln oder denselben entkräften möchte, wodurch er sich den Zorn Gottes und aller Heiligen zuziehen müßte.

Das Zeichen meiner eigenen Hand setze ich bei, ich, Tassilo, zur Bestätigung der Schenkung.

Geschehen zu Bozen bei seiner Rückkehr aus Italien, im 22. Jahr seiner Regierung. Alizzeo, Reginwolf, Handzeichen des Kundher, Drudmund, Pillunk, Oatochar, Hliodro, Krimperth, Papo, Hariperath, Kisloht, Jubeano; Alim, Bischof, als Zeuge. Ich unwürdiger Anno habe auf Befehl dieses geschrieben und unterschrieben“.

Innichen ist als Siedlung sicher viel älter, als durch die 769 erfolgte Klostergründung nachgewiesen erscheint. Bis zum Beginn unseres Jahrhunderts war allgemein die Meinung verbreitet, an der Stelle des heutigen Innichen habe die Römersiedlung Aguntum gestanden. Erst Theodor Mommsen (gest. 1903) verlegte Aguntum an den Debantbach bei Lienz. Ob Innichen die Stelle ist, an der die Römermansion Littamum gestanden hat, die das Itinerarium Antonini zwischen Aguntum (Debant) und Sebatum (St. Lorenzen bei Bruneck) angibt, ist auch heute noch unsicher und kaum wahrscheinlich.

Abt Atto des 763 gegründeten Benediktinerklosters Scharnitz erbaute nun in India, dem heutigen Innichen, ein Kloster, das nach dem Willen des Landesfürsten Tassilo die Aufgabe übernehmen sollte, „das ungläubige Volk der Slawen auf den Weg der Wahrheit zu führen“.

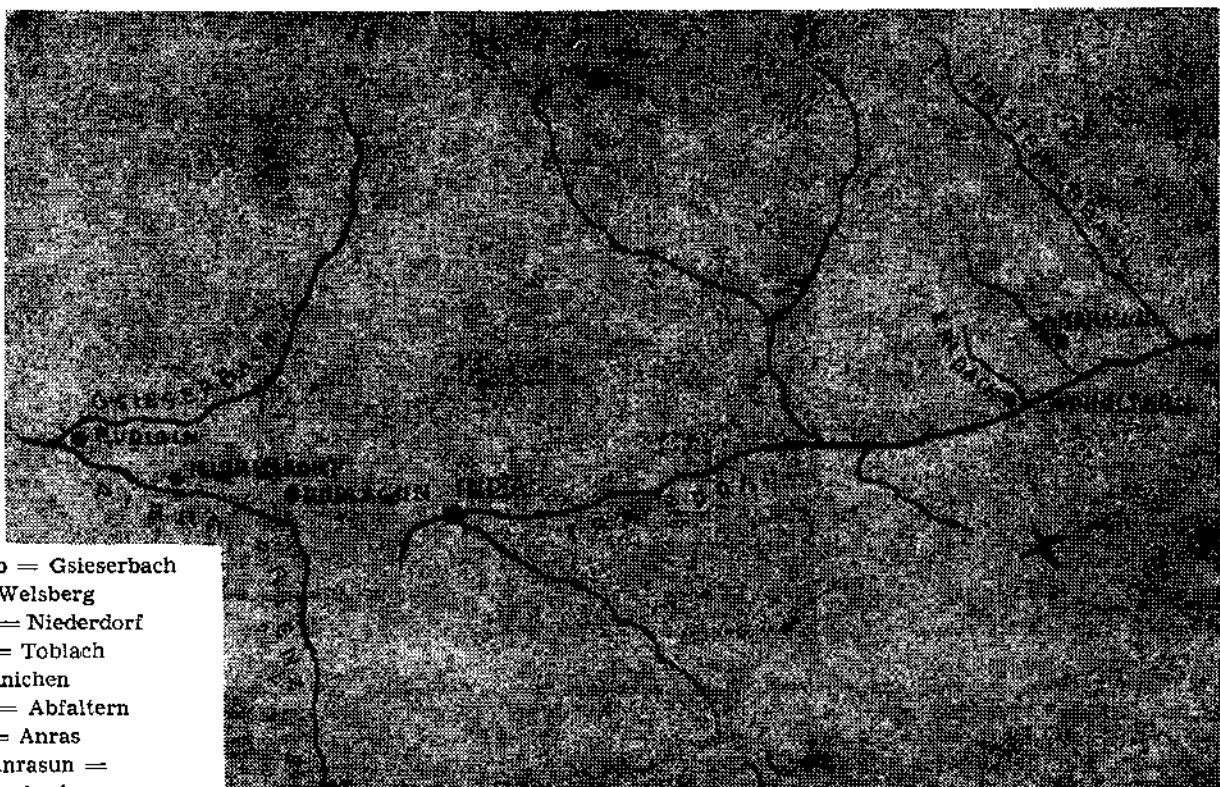
783 wurde das Kloster Innichen mit seinem Besitz dem Hochstift Freising einverleibt.

827: Quartinus vom Volksstamm der Breonen überträgt an das Stift Innichen Güter zu Brixen, Sterzing und an anderen Orten.

881: Auf der Gerichtsstätte zu St. Georgen im Lande Bayern schenkt der Mann Kegio dem Kloster Innichen Grundbesitz in Gsies im Pustertal.

965: Otto I. erhebt Innichen zur selbständigen Herrschaft, deren weltliches und kirchliches Oberhaupt der Bischof von Freising ist. Im gleichen Jahr bestätigt er die Schenkung der Alm Valgrata (Villgraten) an das Stift.

985 und 973: Kaiser Otto I. und Kaiser Otto II. verleihen dem Stift Innichen für dieses selbst und die ihm gehörigen Almen die Immunität von der Grafenschaftsgewalt. (Nach dem Historiker Otto Stolz handelt es sich bei diesen Urkunden jedoch um Fälschungen aus dem 12. Jahrhundert.)



Bach Tesido = Gsieserbach
 Pudigl = Welsberg
 Nidrindorf = Niederdorf
 Duplagun = Toblach
 India = Innichen
 Apholtern = Abfaltern
 Anarasun = Anras
 Bach von Anrasun =
 Kristeinerbach

1141: Bischof Otto von Freising verwandelt das Benediktinerstift Innichen in ein weltliches Chorherrenstift. Kirchlich wird dieses dem Bischof von Brixen unterstellt; der Bischof von Freising bleibt weltlicher Herrscher.

1165: Herzog Heinrich von Bayern erklärt gegenüber dem Bischof von Freising sein Recht auf die Vogtei über das Stift Innichen.

1286: Graf Meinhard von Görz einigt sich mit dem Bischof von Freising wegen der Vogtei über das Gebiet von Innichen.

1271: Die Grafen Meinhard II. und sein Bruder Albert von Görz und Tirol teilen ihre Länder: Meinhard erhält Tirol, Albert die Grafschaft Görz; Grenze ist die Mühlbacher Klause. Die Herrschaft Innichen liegt nun inmitten görzischer Besitzungen; die Grafen von Görz werden Vögte dieser Herrschaft.

1500: Nach dem Tode des letzten Grafen von Görz fällt das Pustertal an Tirol. Innichen bleibt eine Enklave Freisingens.

1803: Mit der Säkularisation verliert Freising die Herrschaft Innichen zur Gänze; Innichen wird dem Gericht Heunfels (Sillian) unterstellt.

Dieser Klostergründung waren unruhige und un gute Zeiten vorausgegangen: 610 war in den Kämpfen zwischen den Wenden und den Bayern Aguntum zerstört worden, aber schon ein Jahr später sollen die durch das Pustertal nach Westen vordringenden wendischen Stämme beim sogenannten Viktoriabüchel nahe Toblach vernichtend geschlagen worden sein.

Die Bayern waren zu dieser Zeit bereits christianisiert, die slawischen Wenden waren noch heidnisch. Es liegt nahe, daß in einem christlichen Landesherrn der Plan reifte, die „wildern“ Wenden mittels des christlichen Glaubens zu „zähmen“. Sicher ist hierin einer der Gründe für die Errichtung eines Klosters in Innichen zu suchen.

Die Abgrenzungen des Schenkungsgebietes zeigt die vorhergehende Skizze: Der „Bach Tesido“ der Urkunde ist der Gieserbach, der bei Welsberg in die Rienz mündet. Als Ostgrenze wird vielfach der Erlbach, der östlich Abfalterbach in die Drau fließt, angesehen. Jedoch ist es unwahrscheinlich, daß dieses bedeutungslose Wasserlein für eine so wichtige strategische Grenze auserselien worden wäre. Damit hätte man den Wenden die strategisch und wirtschaftlich wichtige Terrasse von Anras überlassen. Als „Bächlein vom Berge Anaras“ ist doch wohl der Kristeinerbach anzusehen. Das enge Talstück zwischen diesem und dem Lienzer Becken war viel eher geeignet, die feindlichen Brüder zu trennen; man hätte in diesem Engtal somit eine Art entmilitarisierte Zone zwischen den Gebieten der Bayern und der Wenden zu erblicken. Übrigens hat der beste Kenner der Geschichte von Anras, Pfarrer Karl Maister, festgestellt, daß westlich des Kristeinerbaches keine slawischen Namen vorkommen. Er bezeichnet den Kristeinerbach als den „Bach vom Berg Anaras“ und somit als die damalige Ostgrenze der Schenkung.

In der Schenkungsurkunde wird erwähnt, daß das Gebiet um India öde und un bewohnt sei. Im Vergleich mit anderen, reicheren und klimatisch günstiger gelegenen

Gebieten mag dies zugetroffen haben. Otto Stolz aber schreibt in seiner „Geschichte des Landes Tirol“: „Man kann mit größter Wahrscheinlichkeit behaupten, daß alle unsere Dörfer in den Haupttälern im 8. Jahrhundert schon bestanden haben und schon damals seit längerer Zeit, ja vielleicht schon seit dem Altertum.“ Die zahlreichen bronze- und eisenzeitlichen Funde in nicht wenigen Orten des Rienztales bestätigen diese Annahme.

Zudem werden zwischen dem 8. und dem 10. Jahrhundert im oberen Pustertal schon folgende Orte genannt: Apholtern (Abfaltern), Anarasun (Anras), India (Innichen), Duplagun (Toblach), Nidrindorf (Niederdorf), Pudigin (Welsberg), Olaga (Olang).

Freilich braucht auch kaum erwähnt zu werden, daß vor mehr als tausend Jahren alle diese Orte viel kleiner und unbedeutender waren als heute; aber sie existierten doch schon.

DR. HEINRICH WASCHGLER †

Der Innichner Dom

Mit freundlicher Bewilligung des Verlages gekürzt entnommen aus Nummer 2-4/1955 des „Schlern“. Dem Verlag sei hier der geziemende Dank ausgesprochen.

Die altehrwürdige Hofmark Innichen bedeutet das fürs Pustertal, was Brixen für ganz Südtirol, und kein Ort wird ihr jemals den geschichtlich-kulturellen Vorrang entreißen.

In der Urkunde, mit der Tassilo III. im Jahre 789 die Benediktinerabtei Innichen stiftete, ist von einer Kirche oder anderen Bauten vorerst nicht die Rede. Atto, der erste Abt, hatte Mönche aus Scharnitz mitgebracht und Resch nimmt an, daß er gleich ein erstes Gotteshaus erbaute zu Ehren des hl. Petrus. Nach dem Eintreffen der Reliquie des hl. Candidus sei auch dessen Patrozinium als zweites hinzugekommen.

Wenn man erwägt, daß solche Doppelpatrozinien in alter Zeit die Regel sind und daß deren Folge meist die Doppelchörigkeit der Kirche war, wie man sie auch am karolingischen Dom von Brixen kennt, so möchte man ernstlich fragen, ob man nicht etwa auch in Innichen eine solche Anlage vermuten darf. Eine Urkunde aus dem Jahre 861, in der der Gutsbesitzer Kegio dem Kloster zu Innichen Grundbesitz schenkt, ließe diesen Schluß zu.

Wieso dann aber Berichte und Reste verschollen sind, braucht nicht wunder zu nehmen. Man hatte ja an den doppelchörigen Klosterkirchen später auszusetzen, daß diese Bauart sich als hinderlich erwies für den Pfarrgottesdienst, für den ein deutlicher Westeingang und die Feier des Gottesdienstes im Ostchor allein zweckmäßiger und würdiger erschien. Die Kapelle auf der Empore im Westen (wie in Brixen und in Innichen in nachkarolingischer Zeit eine war) konnte die Funktionen des Westchores übernehmen, nur stand dort nicht mehr der Altar des zweiten Patronas. Besonders die Kluniazensische Reform besetzte die Westchöre, einmal, weil dann eben der Eintritt der Prozessionen und Kreuzgänge in die Kirche oder z. B. die Zere-

In allen Gebirgsländern sind die meist spärlichen Durchzugslinien von größter Wichtigkeit. Das Pustertal war seit den ältesten Zeiten in unserem südalpinen Bereich die wichtigste West-Ost-Linie. Die Römerstraße von Virunum (Hauptstadt der Provinz Noricum, nördlich von Klagenfurt) führte über Teurnia (St. Peter im Holz bei Spittal), Aguntum (Debant), Littanum (Innichen?), Sebatum (St. Lorenzen bei Bruneck), Vipitenum (Sterzing), Matreium (Matrei a. Br.) nach Veldidena (Wiltten) und weiter über Teriolis (Zirl), den Seefelder Sattel und Scharnitz einerseits und durch das Inntal andererseits nach Süddeutschland. An einer Straße von dieser Bedeutung bildeten sich notwendigerweise Siedlungen. Innichen wurde durch die Klostergründung aus der Reihe der anderen Orte ohne Zweifel bedeutungsvoll hervorgehoben.

monien des Palmsonntags sich geordneter vollziehen konnten, oder wohl noch mehr, weil man im Westchor eine irdschottische „consuetudo“ erblicken mochte, einen Partikularismus, der der Erneuerung des altchristlichen liturgischen Empfindens und dem damit verbundenen Gefühl für die reine West-Ost-Richtung des Gotteshauses im Wege stand, oder drittens, weil der Dualismus Ost-Westchor — im Westchor hatte z. B. in Aachen der Kaiser seinen bevorzugten Platz — zu sehr nach Koordinierung von sacerdotium und imperium zu deuten schien.

Wenn auch natürlich die erste Kirche des Benediktinerstiftes Innichen nicht als ein stattlicher Bau zu denken ist, so doch auch nicht als ein hölzernes Provisorium — in einer Zeit, in der auch unwichtige Kirchen in unserer Gegend, wie etwa die Prokulskirche in Naturns, wenig später die Benediktinerkirche in Mals, die Stephanskapelle in Marlenberg oder aber die zahlreichen karolingischen Kirchen in Graubünden, bereits gemauert dastanden. Die genannten Kirchen gehören klimatisch rauhen Gegenden an, was natürlich dort wie in Innichen die Ausführung eines soliden Steinbaues begünstigte.

Innichen war zur Zeit seiner Entstehung und noch lange darüber hinaus, das einzige Benediktinerkloster bis Scharnitz (1018 entstand die Benediktinerinnenabtei Sonnenburg bei St. Lorenzen) bis weit in die Schweiz und nach Kärnten hinein. Es ist eine Tatsache, die einer Erklärung bedürftig wäre, wieso in unserer kulturell so wichtigen Gegend nur wenige mittelalterliche Klöster anzutreffen sind.

Der alte Gebäudekomplex von Innichen bestand — soweit man von ihm Kunde hat — aus der Stiftskirche, dem Kreuzgang, der Stiftsschule und der Pfarrkirche. Zuerst war aber gewiß eine geschlossene Anlage da, nach Art der St. Gallener und der späteren Brixner, da sich die Ordensgemeinschaft hier in rauher Gegend und in Feindesnähe wohl desto mehr zusammenhalten und gleichsam verschanzen mußte. Darum



Dom und Friedhof von Südosten

werden die Räume um den Kreuzgang nicht gefehlt haben: Kapitelsaal, Refektorium, Dormitorium, Infirmerie, Abzelle. Doch war dies wohl alles von bescheidenen Maßen, und man findet nirgends eine Andeutung davon, daß diese Klosteranlage, weit und breit die älteste, eine Wirkung ausgeübt, Nachahmung gefunden hätte.

So ist also von den Bauten, die unserem romanischen Bau vorausgingen, jede deutliche Erinnerung verschollen.

Der Innichner Dom gehört nicht zu den größten Kirchen: Die innere Länge beträgt gegen 38 m, die Breite der drei Schiffe etwa 17 m, die Querhausbreite in der Nord-Südrichtung etwa 24 m, die Höhe des Mittelschiffes 12 m und die der Kuppel 15 m. (Die Ausmaße des romanischen Domes zu Brixen waren: Länge 50 m, Breite 20 m, Querhausbreite 30 m).

Das breitere Mittelschiff zählt im Langhaus vier querrrechteckige Joche, annähernd gleich an Größe, nämlich 7,50 m zu 4,50 m. Die Seitenschiffe sind quadratisch bis hochrechteckig, ihre Tiefe beträgt nicht etwa die Hälfte einer Mittelschiffbreite, sondern etwas mehr, nämlich annähernd die Hälfte einer Diagonale. Die Mittelschiffjoche haben also nicht die Grundform eines Quadrates, dem dann je zwei viertelgroße Seitenschiffjoche entsprechen, wie dies im folgerichtigsten und häufigsten romanischen System, dem sogenannten gebundenen, üblich war. Der Umstand, daß einem breitrechteckigen Hauptjoch je ein quadratisches Seitenschiffjoch zugeordnet wird, bringt dichtere Abfolge von Stützen und

Bogen an den Mittelschiffwänden mit sich. Man nennt dies die „durchgehende Travée“. Wenn man aber die verstärkten Viereckpfeiler in der Mitte des Langhauses ins Auge faßt sowie deren breite Lisenen mit

den halbrunden Vorlagen, die bis zu den Gurten des Gewölbes emporsteigen, und damit vergleicht die säulenartigen Polygonpfeiler des ersten und dritten Joches, die schmale Lisenen zum Gewölbe emporsenden, dann ergeben sich doch wieder im Grundriß des Hauptschiffes zwei (ungefähr) quadratische Zusammenfassungen, denen je zwei Seitenschiffjoche entsprechen. Dieses eigenartige Mittelding zwischen dem gebundenen System und der durchlaufenden Travée hat eine außerordentlich wirkungsvolle Gliederung der Mittelschiffwände zur Folge, es könnte aber auch ein Fingerzeig sein, daß der Baumeister nicht wagte, die ganze Langhauslänge mit nur zwei Kreuzjochen zu überspannen.

Die Vierung, in der sich das Mittelschiff mit dem Querhaus kreuzt, ist ein schön quadratisches Feld von etwa 7,5 m Seitenlänge. Bei den vollkommensten mittelalterlichen Bauten pflegt alles als ein Vielfaches oder ein Teil aus den Gerechsamkeiten dieses Maßes konstruiert zu sein. Dies ist hier nun nicht so mathematisch streng genommen. Schon die beiden Querschiffjoche wiederholen das Vierungsquadrat nur ungenau. Die drei Joche des Chores sind so konstruiert, daß man das Bestreben des Meisters nicht verkennen kann, sie den Mittelschiffjochen gleich zu bemessen. Sonst ist das Presbiterium, wie im Aufriß und in der Durchführung von Einzelheiten, auch im Grundriß der unregelmäßigste Teil. Es besteht aus drei Jochen mit drei Halbrundapsiden, ist also ein sogenannter „begleiteter Chor“. In Innichen (so wie in Brixen) liegt am nächsten der Gedanke, darin einen Anschluß an eine frühere Dreiapsidenwand zu erblicken. Wir möchten sogar die Vermutung aussprechen, daß die heutigen drei Apsiden in ihrer Lage noch den vorromanischen entsprechen. Dies könnte nämlich manche auffällige Unregelmäßigkeit der Chorpartie erklären. Die drei Chornischen in Innichen



Das Innere des Domes vor der Restaurierung von 1968/69

sind, wenn man sie von außen betrachtet, so ineinander verschoben, daß an der Berührungsstelle der zwei kleinen mit der großen durchaus nicht der volle Halbkreis erscheint, geschweige dann, daß sie durch eine klärende Fläche oder Lisene getrennt wären. Sie vereinigen sich viel zu früh und lassen einander nicht Platz zur Entwicklung. Damit hängt vielleicht eine andere Unregelmäßigkeit zusammen, die am Plan, wie nicht minder am Objekt selber, deutlich in die Augen fällt: Die Südmauer setzt sich jenseits des Querhauses in der Südmauer des rechten Nebenchores schnurgerade fort, ebenso liegen sowohl der südöstliche Vierungspfeiler als auch die Wand mit dem Triforenbogen und der Pfeiler, der die Südostapsis von der Hauptapsis trennt, noch gut in der Geraden. Dagegen ist das Zentrum vom Halbkreis der Hauptapsis um einige Dezimeter zu weit rechts, dadurch wird diese Nische gegen links beträchtlich zu klein, und darum muß wiederum die nördliche Triforenwand nach rechts verschoben und die untere Mauer sowie der Pfeiler zwischen der Haupt- und der Nordapsis zum Ausgleich beträchtlich dicker gemacht werden als gegenüber im Süden. Das nördliche Chorjoch geriet so trapezförmig, nur dadurch kam die nördliche Außenwand wieder leidlich in der Geraden zu liegen. Man empfindet das alles heutzutage kaum als störend, vielmehr als eine reizvolle archaische Bewegung der Linien, im Gegensatz zu den unerbittlich geometrischen neuromanischen Bauten des 19. Jahrhunderts.

Auch die Frage, wie der Dom im Westen ausgesehen hat, betrifft den Grundriß. Es ist zu sehr die Meinung verbreitet, daß eine solche Kirche der Vorzeit gerade so auf dem Papier projiziert und fertiggestellt wurde wie eine moderne. Man hatte wohl einen allgemeinen Bauvorsatz, der in den meisten Fällen Zusammenhang mit der Rezeption eines bestimmten Vorbildes und den man nach und nach unter Schwierigkeiten, die man heute weder erraten noch ahnen kann, mühevoll und langsam durchführte. So waren denn in Innichen, wie wir nicht bezweifeln möchten, von Anfang an im Gedanken an den Brixner Dom, dessen Westturmpaar schon stand, und an die in so vielen Einzelheiten vorbildlichen Kirchen in Salzburg und Kärnten, zwei Westtürme geplant. Doch hatte, als man mit vieler Verspätung zum Ausbau der Westseite schreiten wollte, bereits der mächtige Einturm das Feld behauptet gegenüber den im Volumen bescheideneren Doppeltürmen.

Mächtig tritt der Innichner Domturm mit seinen drei Meter starken Mauern in rechteckigem Grundriß über die Südfront der Kirche vor. Seine Höhe beträgt etwa 45 m. Mit besonderer Absicht ist er auf und auf datiert; Durch fünf Datierungen sollte offenbar der Baufortschritt verewigt werden: MCCCXX, beträchtlich weiter oben MCCCXXII; weiterhin MCCCXXIII, MCCCXXIII; das oberste Datum MCCCXXVI.

Die Kapelle im Nordwesten, die Silvesterkapelle — früher war sie den Vierzehn Nothelfern geweiht — stammt aus dem Jahre 1524. Sie nimmt die Stelle ein, wo man sich bei Beginn des Baues den linken Westturm vorgestellt hatte. Der Platz ist aber bis 1524 leer gestanden, denn innen in

der Kapelle sieht man an deren Südwand eine Gesimsschräge, die einmal zur Außenseite der gotischen Vorhalle gehörte. Diese liegt heute zwischen Turm und Silvesterkapelle vor dem romanischen Westturm und hat zum Unterschied von der Silvesterkapelle und deren reichem, spätem, flachem Gratgewölbe ein schönes Wechselgewölbe, eine nicht seltene Laune der Spätgotik. Dem gleichen Zeitausschnitt wie das Erdgeschoß gehört auch die darüberliegende Kapelle an, in der heute die Orgel steht.

Doch muß auch in romanischer Zeit vor dem Westportal eine Doppelkapelle gestanden sein. Die alten Quellen, insbesondere der Liber oblationum, der aus dem frühen 14. Jahrhundert stammt, erwähnen zahlreiche Begräbnisse „sub capella“, „sub capella juxta novam turrim“, „in capella circa portam monasterii“, „in vestibulo ecclesiae sub capella superiori“, „extra vestibulum ecclesiae Collegiatae prope portam“ usw.



Das Südportal

Ein westlicher Vorraum und eine Kapelle darüber war an den romanischen Kirchen der Alpenländer keine Seltenheit. In Gurk, Millstatt, Lambach oder bei uns in Gais, in etwas anderer Form auch in Neustift, findet sich das. Vielleicht hatte auch im Brixner Dom schon eine frühere bestanden, bevor die Wolkensteiner nach 1400 die Oswaldkapelle „über der Rüsttür“ erbauen ließen. Doch hatte ein so hochgelegener Raum damals eine ganz andere Bedeutung. Die sogenannte Oswaldkapelle oder die Dorotheenkapelle in Innichen, die der Dekan Albert Penzendorfer in den Sechzigerjahren des 15. Jahrhunderts erbauen ließ, waren Zeichen jener Dezentralisierung der Heiligtümer, die das späte Mittelalter kennzeichnet, Mittel, mit denen sich ein Stifter — Kleriker oder Laie — ein Promemoria seines vergänglichen Daseins errichten und die Fürsprache eines Heiligen im Himmel sichern wollte. Früher dagegen war ein

Bauherr stets nur in seiner amtlichen Stellung als Propst oder Bischof aufgetreten. Die spätere Entwicklung erinnert irgendwie an die Hausmachtbestrebungen der deutschen Herrscher. Ein solcher „Gegenchor“ aber, der gegen das Mittelschiff offen stand, auch „Engelchor“ genannt, oft dem hl. Michael geweiht, gehörte offiziell zur Kirche und war eine Erinnerung an die Doppelkapellen, in denen der Vornehmste von einem erhöhten Platz aus dem Gottesdienst in amtlicher Stellung beiwohnen konnte.

Bei der Besprechung des Grundrisses ist endlich noch des Kreuzganges zu gedenken, der in Innichen der nördlichen Seite des Münsters vorgelagert war. Im Klosterbau nördlich der Alpen war es Sitte, nach dem Vorbild des Sankt-Gallener Grundrisses den Kreuzgang im Süden der Kirche, in deren Windschatten, anzulegen. So geschah das in Salzburg am Dom und in St. Peter, in St. Emeram in Regensburg, am Dom von Würzburg; ferner am Dom zu Brixen, in Neustift und Marienberg, in St. Michael an der Etsch und bei der ersten Anlage des Bozner Franziskanerklosters. Nordkreuzgänge, in denen also Schutz gegen die Hitze und Schatten geboten waren, finden sich in Italien häufig, bei uns aber nur ausnahmsweise, wie etwa in Mittelzell auf der Reichenau, in Gurk, Klosterneuburg, im späteren Bozner Franziskanerkloster, in Sonnenburg und eben auch in Innichen. Von diesem Bauteil ist aber leider auch die letzte Spur verschollen.

Der Hochaltar des Domes war also dem hl. Petrus geweiht, doch verschwand dieses Patrozinium und wird im 13. Jahrhundert nur mehr der hl. Candidus genannt. Ein Altar des hl. Andreas stand in der Gruft, später war derselbe Altar dem hl. Silvester, dem von der bauerlichen Bevölkerung hochgeehrten Viehpatron, geweiht. In der Nische des Nordchores stand der Muttergottesaltar, der Altar im Südchor war dem hl. Johannes-Baptist geweiht. An der hohen Vorderseite der Krypta hatte auch hier, wie in Brixen, Gais und Lienz der Kreuzaltar seinen Platz.

Am 22. September 1358 weihte der Bischof Richard Lessiensis einen Altar zu Ehren der Heiligen Pankratius, Maria Magdalena und Katharina. Der entsprechende Altar nordwärts zu Ehren Aller Heiligen wurde um 1430 von Dekan Kaspar Platzoller von Sichelburg und Pfälzen gestiftet. Dazu kamen dann bald der Dorotheenaltar (später dem hl. Franziskus Xaverius geweiht) in der genannten Hochkapelle im Westen (um 1460), später der Altar der Vierzehn Nothelfer in der Seitenkapelle links, die auch als Taufkapelle benutzt wurde und noch wird, und schließlich im 17. Jahrhundert gegenüber dem Paulusaltar im Hochchor der Plazidusaltar.

Zur Innen- und zur Außenwirkung trägt das farbige Steinmaterial aufs beste bei. Sieht doch der braunrote und grüngraue Sextnersandstein so schön aus wie ein Eruptivgestein, wie Porphyry oder Basalt. Weiße Flächen des Innern wurden aufwendig aus Haustein gefertigt, nämlich als besondere Auszeichnung des Chors die gesamten Chormauern bis zum Hochgesims, im übrigen aber nur — recht sinnvoll — die strukturellen Glieder, die Vierungspfeiler

und die Stützen des Schiffs, die Lisenen, die Gesimse, Gurten und Rippen sowie die ganze Fläche, in der das Südtor liegt. Diese sowie die Torbalken und Entlastungsbogen dort und am Nordportal sind vielleicht die schönste und sorgfältigste Quaderarbeit der ganzen Kirche. Im Schiff scheinen die Farbflächen, ob rot oder grau, planmäßiger verteilt als im Chor. Die Polygonsäulen sind herrlich braun, die zusammengesetzten Pfeiler mehr graugrün gehalten. Die deutliche Streifigkeit der italienischen Bauten wurde hier aber überall vermieden. Am Außenbau bestehen die Tore, die Straben und Eckverstärkungen und die wenigen anderen Zierglieder aus farbigem Sandstein. Im Chor sind in den Triforen Kapitäl aus weißem Marmor verwendet, einige Säulenschäfte, u. a. auch am Westportal, sind aus Granit.

Drei monumentale Tore sind vorhanden: Das West-, das Süd- und das Nordportal. Das erstgenannte besteht aus einer breiten Ausscheinung, die außen mit flachen Lisenen beginnt, die ein Schuppenkapitäl tragen. Diese Vorderfläche scheint, als das romanische Gewölbe des „vestibulum“ noch höher lag, sich rundherum fortgesetzt zu haben, ebenso wie es der entsprechende Streifen am Südportal, wenn auch mit verminderter Breite, heute noch tut. Dann hat das reiche Tor fünf Rücksprünge, bis zu dem unverzierten innersten Türpfosten. Das Südportal ist zwar kleiner, aber aus denselben Elementen geformt und besteht von außen nach innen aus der Abfolge: Außenlisenen, Karnies, Runddienst, Hohlkehleplatte, Achteckdienst, innerer Pfosten. Am rechten Außenpfosten liest man am oberen Rand des Kapitäl eine Schrift in schönen, eigenwilligen, scharfkantigen, leider immer mehr abbröckelnden Kapitalbuchstaben: „(Luduwikus) paravit istam la(pidem)“. Bei uns ist eine so frühe Künstlerzeichnung eine einzigartige Seltenheit. Sie weist auf Italien hin — was der Name an sich nicht täte. Um einen Handwerker von Fach handelt es sich hier, nicht um einen Kleriker, der hätte ja nie „lapis“ weiblich gebraucht!

Gegenüber lombardischem Reichtum ist der Innichner Dom, was Dekoration anlangt, namentlich im Äußeren sehr zurückhaltend. Da sehen wir keine Blendgalerie, sondern nur an den Apsiden einen Rundbogenfries mit darüberliegendem Kantenfries, also jenes allgebräuchliche Motiv, das man im Norden wie im Süden an allen Außenbauten trifft.

Die Konsolsteinchen der Rundbogenfriese sind uneinheitlich. Unter den siebzehn der südöstlichen Apsis sieht man interessante Masken, einen Stierkopf, gleich dem der *Maestas domini* (Tympanon am Südportal); an der Hauptapsis, wo die Zone durch die neuromanischen Fenster gestört wurde, Lappen- und Knospenkapitäl; unter den siebzehn Konsolen der nordöstlichen Chornische wiederum einen Löwen, Grimassen und ein nettes Köpfchen, analog dem unter der Meisterinschrift.

Der Dom von Innichen war schon vor Jahrhunderten eine Wallfahrtskirche, weil das große romanische Kreuz beim Volk so hohe Verehrung genoß. Heute ist es aufgestellt ober dem Hochaltar, der erst vor einem Menschenalter (1899) mit wohlge-meintem Aufwand, aber nicht glücklich, ge-

schaffen wurde. Auch die Mosaiken der Apsis beeinträchtigen durch ihren Glanz die altersbraunen Figuren. Einst hatte das Kreuz mit den beiden Figuren Maria und Johannes und zwei Bischofsfiguren nur die dunkle Wölbung zum Hintergrund, denn es war auf einem in den Kuppelbogen eingezogenen Balken aufgerichtet und darunter stand der Kreuzaltar. Viele der eindrucksvollsten romanischen Kreuze waren solche Fronbogenkreuze.

Obwohl der Innichner Dom auf jeden Besucher einen tiefen Eindruck macht und des öfteren Gegenstand liebevoller Studien war, so ist die Erbauungszeit — innerhalb gewisser Grenzen — verschieden angegeben worden: Georg Tinkhauser, Regens des Kassianeuums und ausgezeichnete Geschichtsforscher (1811—1873), glaubte, er sei erst nach 1284 entstanden; Dr. Josef Walter, Propst von Innichen, gibt ohne weiteres an, er sei von Otto von Freising errichtet; Josef Weingartenr bemerkt,

DR. MEINRAD PIZZININI

Die Grafen von Görz in ihren Beziehungen zu Innichen

Entstehung und rechtliche Stellung des Stiftes Innichen

Als Folge der Schlacht zwischen Bajuwaren und Slawen um das Jahr 610, von der Paulus Diaconus in seiner „Historia Langobardorum“ berichtet, hatten sich die politischen und für einige Zeit auch die ethnischen Grenzen zwischen Baiern und Slawen ergeben. — Und hier im Grenzgebiet schenkte Baiernherzog Tassilo im Jahre 769 dem Abte Atto von Scharnitz, der später Bischof von Freising wurde, einen beträchtlichen Landstrich mit Feldern, Weiden, Wäldern, Bergen, öden und fruchtbaren Gegenden. Der Zweck war die Gründung eines Benediktinerklosters, um das „ungläubige Volk der Slawen auf den Pfad der Wahrheit zu führen“. Das Gebiet reichte „vom Bach, der Tesido genannt wird, bis zu den Grenzen der Slawen das ist bis zum Bach des Anraserberges“¹⁾.

Nicht völlig eindeutig ist die Angabe der Grenzbäche. Otto Stolz hat dieses Problem in jeder Hinsicht durchleuchtet²⁾. Nach seinen glaubwürdigen Ausführungen bildeten der Gsieserbach im Westen und der Erlbach im Osten die Grenze.³⁾

Gemäß dieser Schenkung im Jahre 769 und der folgenden Bestätigungen erhielt Abt Atto und letztlich das Hochstift Freising in dem bezeichneten Raum eine uneingeschränkte geschlossene Grundherrschaft. — Da der Herzog dieses Gebiet verschenkte, mußte er auch das Recht haben, darüber zu verfügen. Daher ist anzunehmen, daß es zur Grafschaft Pustertal und damit zum Herzogtum Bayern gehörte. Diese Grafschaft reichte im Westen bis zur Mühlbacher Klause. Ostwärts an die genannte Grafschaft schloß sich der Lurngau an, der damals zu Kärnten gehörte. Zwischen beiden lag also das selbständige Gebiet von Innichen. Eine Immunität ist für die früheste Zeit zwar nicht nachzuweisen, aber aus einer späteren Urkunde zu erschließen. Sicher ist sie seit dem Privileg Ottos I.⁴⁾ anzunehmen. Diese Ur-

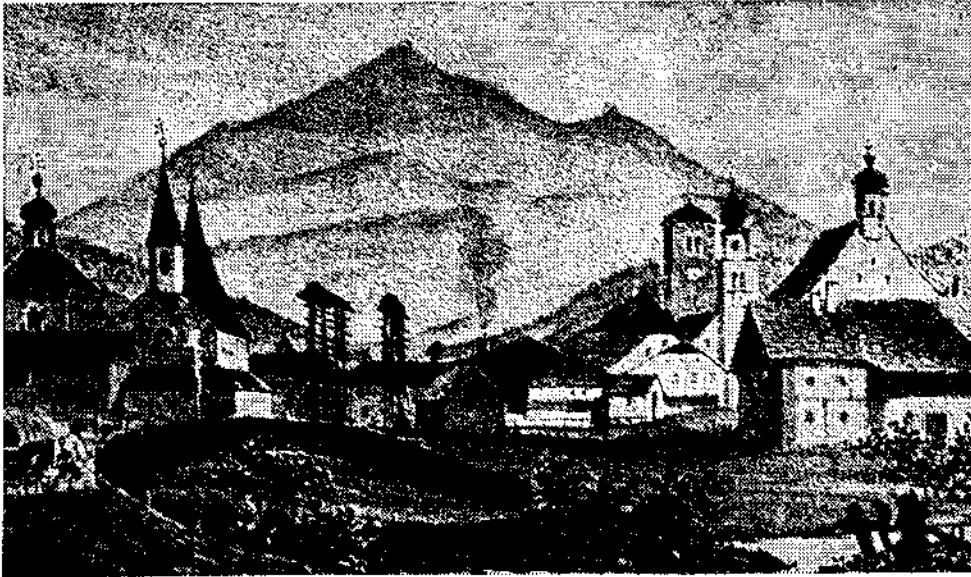
er sei „wohl nach dem Brande von 1200, zu Beginn des 13. Jahrhunderts, neu gebaut und 1284 restauriert worden“.

Wie fast überall, so geben auch hier die erhaltenen Urkunden keinen entscheidenden Bericht. Jedoch scheint aus einem Ablassbrief des Bischofs Bruno von Wullenstäten vom 15. Mai 1257, in welchem um Gaben für die Kirche gebeten und vom Besuch der Kirche gesprochen wird, hervorzugehen, daß im genannten Jahr der Dom schon stand und regelmäßiger Gottesdienst abgehalten wurde. So bestätigen immerhin auch diese spärlichen Berichte die Erkenntnis, daß der Innichner Dom in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts erbaut wurde. Die zu Anfang des 13. Jahrhunderts in Innichen urkundlich genannten Würdenträger, der Kanonikus Kustos Perchtold von Garnstein, der Propst Konrad von Tölz, der Dekan Engeldin dürften Zeitgenossen des Baues und wohl gar daran maßgebend beteiligt gewesen sein.

kunde ist zwar eine Fälschung, deren Zweck aber, wie es scheint, nicht die Erlangung der Immunität war, sondern die detaillierte Aufzählung des Grundbesitzes, insbesondere der Almen. Dieses Privileg wurde 1185 von Kaiser Friedrich I. bestätigt⁵⁾ und erhielt volle Rechtsgültigkeit. Freising hatte auch für seine Besitzungen in Krain und in der Ostmark Exemption erhalten, weshalb für das Innichner Gebiet eine solche ebenfalls anzunehmen ist.

Der wesentliche Vorteil der Immunität die vielfach vom Herrscher den geistlichen Gebieten zuerkannt wurde, bestand darin, daß der bezeichnete Bereich vor dem rechtlichen Eingriff des Herzogs und seines Grafen, dem Rechtsprechung und Verwaltung oblagen, befreit wurde. Auch Eingriffe anderer Machträger waren de jure ausgeschlossen. Da sich aber in den geistlichen Immunitäten doch wieder ein weltlicher Amtsträger als notwendig erwies, und da geistlichen Fürsten nach kanonischem Recht die Blutgerichtsbarkeit untersagt war, wurde ein sogenannter Vogt bestellt, der mit dem Königsbann ausgestattet war. Verständlicherweise mußte ein Mächtiger, der bewaffneten Schutz bieten konnte, diese Rolle übernehmen. Andererseits lag darin bereits eine große Gefahr. Aus dem Beschützer konnte ein Unterdrücker werden. Im allgemeinen war das Amt des Vogtes erblich; im Zusammenhang damit stand die Entwicklung von Herrschaftsrechten auf Kosten des geistlichen Immunitätsgebietes.

Innichen machte in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Schon in früher Zeit litt das Freisinger Gebiet im Pustertal unter Zersetzung, die allerdings nicht nur durch Amtsmissbrauch der Vögte heraufbeschworen wurde, sondern durch eigene Schwäche, dem Mangel an Arbeitskräften. Zum Zwecke von Neuordnungen mußten an be-



Alte Lithografie der Hofmark Innichen

nachbarte Adelige Gründe vergeben werden, in deren Eigenbesitz sie vielfach übergingen⁹⁾. Auch aus dieser Schwäche heraus ist es zu verstehen, daß Innichen die zu Lehen übertragene Grafschaft Cadore nicht dauernd festhalten konnte.

Besonders aber setzte der Zerfall des Immunitätsgebietes ein unter den Grafen von Görz als Vögte des Stiftes von Innichen.

Das Stift Innichen, dem Hochstift Freising inkorporiert, wurde um ca. 1140 in ein weltliches Chorherrenstift umgewandelt. An seiner Spitze stand der vom Freisinger Bischof ernannte Propst, der aber meistens Domherr von Freising und daher dort ansässig war. Er wurde dann vom Innichner Dekan vertreten.

Das Chorherrenstift hatte eigenen Grundbesitz der von jenen des freisingischen Hochstiftes und seiner Hofmark abgesondert war. Das Stift war also nie Besitzer der Hofmark, sondern das Hochstift Freising.

In kirchlicher Hinsicht gehörte der Bereich des Immunitätsgebietes niemals zur Diözese Freising, sondern zu Säben-Brixen. Das Stift von Innichen übte lediglich das Patronatsrecht über einige Pfarren aus.⁷⁾

Das Haus Görz im Pustertal

Noch bevor dieses Geschlecht in Friaul Besitz erwerben konnte und sich nach der dortigen Hauptübung „von Görz“ benannte, erhielt es den Lurngau, einen Teil des Herzogtums Kärnten, zu Lehen. Auch die Grafschaft Pustertal, gehörig zum Herzogtum Bayern, wurde ihnen übertragen. Dazwischen lag das freisingische Immunitätsgebiet. Zwangsläufig ergaben sich daraus Beziehungen machtpolitischer Natur, die aber kaum mehr rekonstruiert werden können, was insofern wenig von Belang ist, als Freising im großen und ganzen seinen Besitz und seine Rechte wahren konnte.⁸⁾

Einer Chronik zufolge, soll Graf Othwin um 950 auf Schloß Heinfels, also innerhalb des freisingischen Besitzes, geboren worden sein. Seine Enkel, Engelbert und Meinhard, tauchen als Grafen von Görz auf. Engelbert, unmittelbarer Herr in der Grafschaft Pustertal, starb kinderlos zwischen 1080 und 1090. Mit seinem Tod fiel die Graf-

schaft wieder an das Reich zurück. Sie wurde an die Bischöfe von Brixen vergeben. Sie war aber kein geschlossenes Herrschaftsgebiet mehr, sondern bereits vielfach durchlöchert von Eigenbesitz verschiedener Adelliger. Auch der Bruder des verstorbenen Grafen Engelbert, Graf Meinhard, hatte jenseits des freisingischen Immunitätsgebietes Allodialbesitz, wie z. B. Rasen.

Die frühen Innichner Vögte

Die ersten Vögte lassen sich nicht nachweisen. — Seit 1115 ca. scheint Arnold von Morit-Greifenstein als Vogt des Stiftes Innichen auf.⁹⁾

Im Jahre 1180 wurde die Vogtei an den Bayernherzog Heinrich übertragen und 2 Jahre später an die Grafen von Andechs. In den entsprechenden Urkunden der Übergabe der Vogtei durch die Freisinger Bischöfe wurde festgesetzt, daß die Vögte auf freisingischem Grund weder Burgen erbauen, noch Amtsleute einsetzen dürfen.¹⁰⁾ Dies kann als Hinweis gelten, daß schon in frühester Zeit die Vögte versucht haben, auf Kosten des Stiftes Grundbesitz und Rechte zu gewinnen.

Es wird auch insofern auf Bedrängung von irgendwelcher Seite hingewiesen, wenn sich Papst Innozenz III. im Jahre 1213 veranlaßt sah, Propst und Kapitel von Innichen mit allen Gütern in seinen Schutz zu nehmen.¹¹⁾

Die Andechser hatten nicht nur die Vogtei über Innichen inne; sie hatten von den Brixner Bischöfen auch die Grafschaft Pustertal zu Lehen bekommen. Sie waren auch Vögte des Hochstiftes Brixen.

Nach dem Aussterben der Andechser im Jahre 1248 folgte ihnen in der Vogtei über Brixen, als Inhaber der Grafschaft Pustertal und in der Vogtei über Innichen Graf Albert von Tirol.¹²⁾ Der Tiroler befahl den Bischof von Freising und wurde deshalb exkommuniziert. Es ist unbekannt, warum es sich bei diesen Streitigkeiten handelte. Es liegt aber die Vermutung nahe, daß die Vogtei über Innichen den Anlaß gab.

Im Jahre 1254 wurden Graf Alberts Töchter vom Papst angehalten, dem Bischof Schadenersatz zu leisten.¹³⁾

Graf Albert war nämlich 1253 ohne männliche Nachkommen gestorben. Daher erbten

seine Töchter und mit ihnen ihre Ehegatten, Gebhard von Hirschberg und Meinhard III. von Görz den gesamten Besitz. Dabei erhielt der Görzer unter anderem die Grafschaft Pustertal und die Vogtei über das freisingische Innichen.

Doch schon vorher traten die Görzer mit dem Stift Innichen in Beziehung. Bezeichnend dafür, daß sie als Machtfaktor anerkannt wurden, ist die Tatsache, daß eine Abschrift der Bestätigung von Kaiser Ottos Privileg durch Friedrich Barbarossa für die görzische Kanzlei angefertigt wurde.¹⁴⁾ Vielleicht wurde der Kaiser darum ersucht, dies zu tun, um den Grafen eindringlich die Rechte Innichens vor Augen zu stellen. Es heißt, Innichen sei befreit von aller herzoglichen, gräflichen oder anderen Gewalt. Es wird betont, daß die Kanoniker ihre Güter frei besitzen und nutzen können.

Aus irgendwelchem Grunde hatte Meinhard III. mit Freising Streit. 1252 wurde er beigelegt. Der Graf bekannte, daß er trotz der Gefangennahme eines seiner Ministerialen durch den Bischof von Freising, weder den Bischof selbst, noch seine Leute festnehme oder belästige.

Auch seine eigenen Leute lasse er dies nicht tun. Der Graf verbürgte sich dem Bischof gegenüber mit der Urfehde.¹⁵⁾

Trotz ständiger Spannungen schien es nach mittelalterlicher Auffassung nicht paradox, wenn der Graf trotz manigfachen Streites der Kirche von Innichen zu seinem und seiner Erben Seelenheil eine Eigenfrau namens Hemma von Lienz samt ihren Kindern schenkte.¹⁶⁾

Die Grafen von Görz als Vögte des Stiftes Innichen

Trotz der katastrophalen Niederlage der verbündeten Grafen von Tirol und Görz im Kampf mit dem Salzburger Erzbischof und dem Kärntner Herzog im Jahre 1252 erholte sich das Haus Görz verhältnismäßig rasch wieder. Bedeutenden Machtzuwachs erhielt es durch den Anfall des Tiroler Erbes im Jahre 1253. Überhaupt erweiterten die Görzer in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts beträchtlich ihre Macht und ihren Einfluß. Nirgends aber konnte die Machtausweitung so gründlich durchgeführt werden wie im Falle Innichen. — Insofern stellt die 2. Hälfte des 13. Jhdts. eine entscheidende Wende in der Geschichte des Pustertales dar, als die ganze Talschaft mehr oder weniger in einer Hand vereinigt wurde, unter der Herrschaft der Grafen von Görz-Tirol, der nun mächtigsten Dynasten in diesem Raum.

Durch Gewalt und durch Verträge versuchten die Grafen, die Vögte des Stiftes, die freisingische Grundherrschaft räumlich einzuschränken und die alte Immunität sachlich zu schmälern.¹⁷⁾ Der genaue Übergang von Grundstücken und Gütern in görzischen Besitz ist nicht mehr genau festzustellen, sondern nur an verschiedenen Urbaren abzulesen.

Das Verhalten der Grafen von Görz in bezug auf Innichen ist von Lokalhistorikern bis in die neueste Zeit unobjektiv beurteilt worden. Die Grafen werden als erbitterte Feinde des Stiftes hingestellt. — Lediglich ganz im Zeichen der spätmittelalterlichen Entwicklung des Territorialbesitzes hin zum Territorialstaat stand auch das konsequente Vorgehen des Grafengeschlechtes gegenüber dem freisingischen Besitz im Pustertal, der als

Fremdkörper und Hindernis betrachtet werden mußte. Es hatte nichts mit „Haß“ zu tun, sondern war ein — aus görzischer Sicht notgedrungen — Streben nach territorialer Abrundung und den damit verbundenen wirtschaftlichen insbesondere finanziellen Vorteilen.

Es gibt ungezählte Beispiele für skrupelloses Vorgehen weltlicher Mächte gegenüber geistlichen Herrschaften. Selbst fürs Geschlecht der Görzer gibt es mehrere Beispiele. Meinhard II. von Tirol-Görz bekämpfte die Hochstifte von Brixen und Trient, vereinheitlichte dadurch das Gebiet der Grafschaft und wird nicht zuletzt deshalb „Vater der Landeseinheit“ genannt. Auch bezüglich dem Patriarchat von Aquileia schlugen die Görzer dieselbe Politik ein. Doch gelang es ihnen hier nicht so dauerhaft und vollkommen durchzugreifen wie bei den tirolischen Hochstiften.¹⁸⁾ Nur beim freisingischen Besitz Innichen konnte im Bereich der Territorientwicklung und der Aufrichtung von Rechten der Landeshoheit ein gewaltiger Erfolg verzeichnet werden.

Die Vogtei unter Meinhard IV. von Görz-Tirol

Den direkten Anlaß zu einem Gewaltakt Meinhards,¹⁹⁾ der Besetzung der Feste Haberberg im Norden von Innichen, kennt man nicht. Der Streit zog sich durch längere Zeit hin, bis Friedrich, Propst von Freising, zum Schlichter bestellt wurde. Im Februar 1266 wurde die Entscheidung gefällt. Der Görzer mußte dem Bischof Konrad von Freising Schloß Haberberg mit allen Zugehörungen zurückgeben. Er verzichtete auch auf sämtliche Herbergsrechte und Steuern, die er sich auf dem Schloß angemacht hatte. Meinhard mußte dem Bischof das Recht einräumen, Haberberg ausbauen und erweitern zu dürfen, allerdings nur unter der Bedingung, daß es unverdächtigen Freisinger Kirchenleuten — also nicht anti-görzisch Gesinnten — anvertraut werde. Schadenersatz brauchte er nicht zu bezahlen, dafür mußte er sich verpflichten, die freisingischen Untertanen auf gräflichem Boden nach Kräften zu schützen und im Innichner Lande die Widersacher des Bischofs zu Gehorsam und Zinsleistung zu verhalten. Weiters wurde festgelegt, daß die Görzer jährlich 20 Mark nach Landesgewicht oder 200 Pfund kleiner Perner für geleistete Vogteidienste bekämen. Es wurde auch u. a. bestimmt, daß Meinhard alle Freisinger Besitzungen innerhalb der Grafschaft zu Lehen erhalte, insbesondere die des „Brukwinus de Camino“. Es wurden ebenfalls Garantien für etwaige Nichteinhaltung der Vertragsbestimmungen vereinbart.²⁰⁾ — In der Urkunde, die für den Bischof ausgestellt wurde, wurde auch angeführt, daß das Schloß Haberberg mit allem dazugehörigen Besitz zurückgegeben werden müsse, außer den Gütern Wahlen und Aufkirchen, worüber noch zu entscheiden sei.²¹⁾

Dieser Vertrag schränkte die freisingischen Rechte auf das Immunitätsgebiet von Innichen beträchtlich ein, wenn auch äußerlich mit der Rückgabe der Feste Haberberg ein Erfolg zu buchen war. Doch es bahnte sich langsam die Erlangung von Hoheitsrechten der Görzer über diesen Landstrich an. Diese sind zwar nicht angeführt, es wird aber festgelegt, daß die Grundherr-

schaft Innichen dem landesherrlichen Gebiete der Grafen und ihrem Landgerichte angehört.²²⁾

Graf Meinhard versuchte weiterhin, in den Besitz oder wenigstens vorerst in den Nutzgenuß freisingischer Güter zu kommen. Im Juni 1266 wird in Freising ein Vertrag geschlossen, dem gemäß Graf Meinhard die Vogtei über das Gut „Layan“ erhält.²³⁾

1269 versicherte sich der Görzer der welsbergischen Lehen von der Freisinger Kirche. Bischof Konrad von Freising versprach dem Görzer die Lehen, welche Heinrich von Welsberg vom Freisinger Stifte innehatte, zu übergehen, sobald sie ihm wieder anheimfielen oder der Welsberger darauf verzichtet habe.²⁴⁾ Tatsächlich wurde vom Bischof und vom Welsberger als gemeinsamer Schlichter im Streit um Vogtei und Besitzrechte zu Innichen, Friedrich, Propst von Freising, bestellt. Seinem Spruch gemäß mußte Heinrich von Welsberg auf alle Vogteigerechtsame, die er sich im Innichner Land angemacht hatte, verzichten und als Schadenersatz dem Bischof die Güter im Gsies zurückstellen. Allerdings wurde Heinrich von Welsberg neuerlich mit freisingischen Lehen investiert.²⁵⁾

Keinen Erfolg konnten die Görzer hinsichtlich der freisingischen Lehen in Krain verzeichnen, wo zu dieser Zeit noch König Ottokars Einfluß vorherrschte. Die Grafen Meinhard und Albert fungierten sogar als Zeugen, als dem König im Jahre 1270 in Wien vom Bischof von Freising die Lehen in Krain und der Windischen Mark übertragen wurden.²⁶⁾

Graf Albert II. von Görz-Tirol als Vogt von Innichen

Ab 1271 war Graf Albert II. Herr im Pustertal. — Mit dem Teilungsvertrag vom 4. März 1271 sollten die Gebiete östlich der Mühlbacher Klause zur Grafschaft Görz gehören und damit dem Grafen Albert. Es handelte sich um die Besitzungen und Rechte im Pustertal, in Kärnten, Friaul, Istrien, Krain und auf der Windischen Mark.²⁷⁾ — Schloß Heinfels und vermutlich auch das dazugehörige Gericht gehörten aber 1275 noch dem Grafen Meinhard II. von Tirol-Görz.²⁸⁾ Gewiß hatte er Heinfels als Pfand für die Einhaltung des Vertrages inne. Kurz nachher ging das Schloß an Graf Albert über.

Seit dem Vertrag von 1271 wuchsen Alberts Interessen um Innichen und er strebte die Landeshoheit im ganzen Pustertal an. Eine solche war in der „Vorderen Grafschaft“²⁹⁾ weit mehr gediehen als jenseits des Plöckenpasses und erfuhr mit dem Abkommen des Jahres 1285, das der Graf mit Bischof Emicho von Freising schloß, einen weiteren Fortschritt. Es wurde zwar bestimmt, daß die görzischen Richter über die Güter und Leute der „Hofmark“ Innichen nicht Forderungen nach Abgaben des Vogteirechtes stellen dürften. Der Amtmann des Bischofs aber hatte die niedere Gerichtsbarkeit nur für Innichen und den wirtschaftlichen Eigenbesitz des Stiftes im Bereiche zwischen Gsieserbach und Erlbach inne. Die hohe Gerichtsbarkeit blieb den Grafen von Görz.³⁰⁾ Aus der Bezeichnung „Hofmark“ die von nun an öfters vorkommt, ist abzuleiten, daß es sich dabei um jenes kleine Gebiet handelte, das eigentlich nur mehr den Ortsbereich umfaßte.

Mit diesem Vertrag erlangten die Görzer die volle Landeshoheit über das ehemalige freisingische Immunitätsgebiet mit Ausnahme des kleinen Landstriches, der Freising verblieben war und der zwischen den beiden gräflichen Gerichten Welsberg und Heinfels lag. — Die Westgrenze des Welsbergischen Gerichtes und die Ostgrenze des Gerichtes Heinfels stimmten mit dem äußeren Umfang des Immunitätsgebietes überein. Die hohe Gerichtsbarkeit der Görzer erstreckte sich aber auch über den Ort Innichen selbst. Im Jahre 1285 war die Trennung in die beiden Gerichte Welsberg und Heinfels wohl schon längst eine Tatsache.

Mit zunehmendem Alter wuchs Graf Albert immer mehr aus der Rolle des „Hauddegen“ heraus, als welcher er besonders in Friaul eingeschätzt worden war.³¹⁾ Öfters wurde ihm nun die Funktion eines Schlichters übertragen. — Auch im Streit zwischen dem Kapitel von Innichen und „Fritzo de Ligoed“ fällt er den Spruch.³²⁾ 1302 bestätigte er aus besonderer Gnade dem Kapitel einen eigentlich unrechtmäßigen Kauf.³³⁾ — Aus Anlaß der neuerlichen Einweihung hatte Albert II. der Candiduskirche in Innichen auch eine Hufe in der „Grube“ zu Vierschach geschenkt.³⁴⁾

Die Entwicklung der Gerichte Welsberg und Heinfels³⁵⁾

Die Anfänge des Gerichtes Welsberg gehen gewiß noch auf die Zeit zurück, da die Andechser Vögte von Innichen waren. Wie es scheint, hatte sich das Geschlecht der Welsberger Vogteirechte im Innichner-Raum angemacht. Aus dem daraus entstandenen Streit mit dem Bischof von Freising hatte Graf Meinhard von Görz den größten Nutzen gezogen.³⁶⁾ Die Welsberger waren von den Görzern mit dem Richteramt belehnt worden und hatten dieses bis 1376 inne. Aber auch nachher behielt das Gericht seinen alten Namen bei. Weiterhin verblieb ihnen aber das Schloß Welsberg zu Lehen. Wohl auch auf Grund eines landesfürstlichen Privileges erhielten die Welsberger die Gerichtsbarkeit für den Burgfrieden des Schlosses.

Schloß Heinfels ist seit ca. 1240 als bewohnter befestigter Platz nachweisbar, deren ritterliche Mannen ursprünglich mit den Welsbergern in Zusammenhang gestanden waren. Es gibt Beläge dafür, daß der Sitz des Gerichtes zuerst nicht nach Heinfels sondern nach Sillian benannt worden ist. So wie im welsbergischen Gericht seit 1376, so gab es im Gericht Heinfels schon längere Zeit reine Amtsbestellung.

Über die genaue Grenze zwischen den beiden Hochgerichten Welsberg und Heinfels gibt eine Urkunde des Jahres 1307 Aufschluß. — Die Söhne Alberts II. teilten ihr väterliches Erbe: Heinrich II., sehr begabt und seinem Onkel Meinhard II. von Tirol-Görz ähnelnd, erhielt alles was jenseits des Kreuzberges lag und außerdem im Pustertal Michelsburg, Rasen, Welsberg mit entsprechender Herrschaft, dazugehörigem Urbarbesitz, Gericht und Vogtei. Es wurde ihm also der Görzerbesitz von der Mühlbacher-Klause bis zum „pimerch des chreutzes“, das gesetzt ist zwischen Toblach und Inchingen“, zugesprochen. Außerdem sollte Heinrich auch noch fünfzehn Pfund Perner aus der Vogtei von Innichen bekommen. — Alles übrige gehörte dem Grafen Albert III.³⁷⁾



Görzisch-tirolisches Reitersiegel

Die beiden Gerichte Welsberg und Heinfels, die aus dem ehemaligen freisingischen Besitz hervorgegangen waren, gehörten nun zwei verschiedenen Herren. Sogar die hohe Gerichtsbarkeit in der „Hofmark“ Innichen war geteilt. Die diesbezügliche Bestimmung des Vertrages lautete: Beide Richter sollten auf der Brücke in Innichen zu Gericht sitzen. Der welsbergische Richter habe über jene schweren Vergehen zu urteilen, die sich westlich von dieser Brücke ereigneten, der heinfelsische habe über jene zu richten, die östlich davon begangen würden. Die Schubverpflichtung von Innichen ging nach Heinfels.

Die Güter, die dem Hochstifte Freising, bzw. dem ihm angegliederten Stifte Innichen zur unmittelbaren Verfügung bisher geblieben waren, wurden im Vertrag von 1266 „predium“ genannt, 1285 „Hofmark“. Dieser Besitz war weit verstreut innerhalb des ehemaligen Immunitätsbereiches. Mehr oder weniger geschlossen war er nur noch im eigentlichen Ortsbereich, der Hofmark im engeren Sinne.

Um Innichen zu schützen, war um 1200 Haberberg gebaut worden. Widerrechtlich war unter Meinhard IV. die Burg an die Görzer übergegangen, doch 1266 wieder zurückgegeben worden.³⁸⁾ — Nun hatten dort die freisingischen Richter ihren Sitz, gleichzeitig war das Urbaramt dort untergebracht. Seit dem Ende des 13. Jhdts. wurden die von Freising eingesetzten Beamten „iudex“ — Richter oder „officialis“ — Amtmann genannt. Das Richteramt freilich war eingeschränkt auf die niedere Gerichtsbarkeit im Bereich der stifteligen Güter, zwischen Gsieserbach und Erlbach.

Die Verhältnisse im 14. Jahrhundert

An umfangreichen Rechten konnten nun die Görzer nichts mehr gewinnen, höchstens sie hätten überhaupt die völlige Auf-

lösung der Hofmark angestrebt. Von diesbezüglichen Plänen ist nichts bekannt. Sie versuchten jedoch weiterhin, kleine Vorteile zu gewinnen, was auf zweierlei Art möglich war: durch reine Gewalt oder durch eine äußerlich legal erscheinende Vorgangsweise.

Graf Heinrich II. starb 1323, sein damals sechsjähriger Sohn Johann Heinrich 1338. Die Erbschaft traten die drei Neffen von Heinrich II. an. Der Machtzuwachs im Pustertal dürfte dem Grafen Auftrieb zu neuen gewaltsamen Aktionen gegen Innichen gegeben haben, denn Kaiser Ludwig der Baler, der mit den Görzern seiner Pläne um Tirol halber nicht gerade im besten Einvernehmen stand und sich für freisingische Belange einsetzte, ersuchte Gräfin Beatrix, Witwe Heinrich II., auf die Grafen mäßigend einzuwirken.³⁹⁾

Schon der Vormund des minderjährigen

Johann Heinrich, Graf Heinrich von Tirol-Görz und Herzog in Kärnten, hatte im Jahre 1327 den beiden görzischen Richtern in Welsberg und Heinfels einschärfen müssen, den Vertrag von 1285 einzuhalten.⁴⁰⁾

Im Jahre 1350 verpfändete das Hochstift Freising an die Herren von Villanders die Herrschaft Innichen. Wohl weil diese vom Tiroler Landesfürsten, der mit den Görzern verbündet war, geächtet wurden, gaben sie Innichen an die Grafen von Görz weiter.⁴¹⁾

Hauptsächlich des Besitzes um Haberberg willen, — die Festung hatte eminente strategische Bedeutung —, hielten die Görzer am Pfandbesitz Innichens fest. Daraus ergab sich zwangsläufig ein Konflikt zwischen ihnen und Freising. Der Prozeß wurde bereits vor der Kurie geführt und Graf Meinhard VII. war schon dem Kirchenbann verfallen.⁴²⁾ 1374 gab Meinhard zwar Innichen dem Bischof Paul von Freising zurück, doch verpflichtete sich dieser, weder auf der Ebene noch am Berge von Innichen eine Festung zu erbauen.⁴³⁾ Daraus kann man schließen, daß zu diesem Zeitpunkt Haberberg nicht mehr existierte. Und tatsächlich werden von nun an die Pfleger in Innichen nie mehr nach dem Schloß benannt. — Diese Lösung war auch den Habsburgern recht. Sie sicherten sich für den Fall des Krieges mit Bayern freien und ungestörten Durchzug durch das görzische Pustertal. Graf Meinhard sollte sich dabei aber militärisch neutral verhalten dürfen.⁴⁴⁾

Die Grafen von Görz waren nun zwar nicht mehr Pfandinhaber von Innichen, doch gelang es ihnen, eigene Ministerialen in freisingische Dienste zu bringen. So begegnet uns z. B. Hans von Stall,⁴⁵⁾ Leon der Ofner,⁴⁶⁾ Heinrich der Stumpfel⁴⁷⁾ als Richter und Amtsleute von Innichen.

Die Position des Stiftes wurde auch dadurch geschwächt, daß weder im Kapitel selbst noch zwischen Dekan und Kapitel immer Einstimmigkeit herrschte; lagen z. B. Dekan und Kapitel von Innichen im Streit, so schaltete sich der Görzer vermittelnd ein.⁴⁸⁾ Auch in einem weiteren Zwist mußte der Graf als Schiedsrichter auftreten.⁴⁹⁾ Görzische Richter entschieden einen Streit zwischen Dekan und Kapitel.⁵⁰⁾

Die Beziehungen der letzten Görzer zu Innichen

Gewiß zu neuerlichem Schaden der Hofmark Innichen wirkte sich aus, wenn die



Das Görzer Wappen im Fresko des Südportales

Grafen von Görz-Tirol durch vier Jahrzehnte hindurch wiederum Innichen als Pfandherrschaft erwerben konnten.⁵¹⁾ In den Jahren von 1409 bis 1450 mag mancher Besitz für die Hofmark verloren gegangen sein. — Als Beispiel für die selbstbewußte Rolle, die die Görzer nun in Innichen spielten, soll gelten, wenn Graf Heinrich IV. im Jahre 1447 den als Dekan des Kapitels erwählten Augustin Platzoller dem Bischof von Brixen anempfahl, was völlig ungewöhnlich war.⁵²⁾

Nach dem Ende der görzischen Pfandherrschaft in Innichen war ein Abkommen notwendig, das viele inzwischen aufgetretene Unklarheiten bereinigte.⁵³⁾

Weiterhin übten die Grafen einen gewissen Einfluß auf Kapitel und Hofmark von Innichen aus. Z. B. wurde ein Vertrauter der Görzer, Albrecht Penzendorfer, bereits Stadtpfarrer von Lienz, im Jahre 1468 zum Dekan von Innichen gewählt.⁵⁴⁾

An den zerrütteten Verhältnissen und dem steten Einfluß der Grafen auf Innichen änderte sich bis zum Aussterben der görzischen Dynastie im Jahre 1500 nichts mehr. — Man könnte es als Zeichen des Sieges der Görzer über das freisingische Innichen auslegen, wenn am Südportal der romanischen Stiftskirche auf dem Pacherschens Fresko, entstanden in der Zeit der Regierung des letzten Görzers, Leonhard, das gräfliche Wappen mit seinem goldenen Löwen auf blauem Grund aufscheint.

Die Entwicklung der Hofmark Innichen nach dem Aussterben der Grafen von Görz-Tirol

Der Bischof von Freising war für das Gebiet seiner Residenz zwar Reichsfürst; Innichen aber war seit der zweiten Hälfte des 13. Jhdts. der görzischen Landeshoheit untergeordnet. — Damit leisteten die Görzer sozusagen eine Vorarbeit zur Eingliederung der Hofmark in die Gefürstete Grafschaft Tirol. Besonders ein Vertrag des Jahres 1514 brachte für die Hofmark große Einbußen.⁵⁵⁾

Seit 1500 gehörten Stift und Hofmark den Tiroler Landständen an. Unter den Städten und Märkten werden „Dechant und Capitel von Inchingen“ in der Landtafel von 1566 angeführt. Seit dem 16. Jhd. war die Hofmark immer an den Steueranschlüssen des Pustertales neben den übrigen Gerichten eingetragen. Innichen leistete auch die ordentliche Landsteuer. Im Jahre 1803 wurde das Hochstift Freising säkularisiert. Damit endete die rund tausendjährige direkte Bindung Innichens an Freising. Die Hofmark mit Grundherrschaft und niederer Gerichtsbarkeit fiel jetzt dem Tiroler Landesfürsten zu. Die Landeshoheit über Innichen hatte er ja schon inne. Er hatte sie von den Grafen von Görz gleichsam geerbt.

1) Gründungsurkunde zitiert nach Stolz, Otto: Politisch-historische Landesbeschreibung, 3. und 4. Lieferung: Das Viertel Eisacktal und Pustertal (= Schlern-Schriften Nr. 40) Innsbruck 1939, S. 600. — Diese Arbeit war für meinen Beitrag die wichtigste Literatur, die der angeführten Zitate halber auch einigen Quellenwert besaß. Da mir unter den gegebenen Umständen — ich leistete den Präsenzdienst beim Bundesheer — weder Quellen noch Literatur in vollem Maße zugänglich waren, mußte das Thema sehr großzügig und übersichtsmäßig behandelt werden.

2) Stolz, a. a. O., S. 601.
3) Der Eribach war auch Grenze zwischen den Gerichten Heinfels und Anras.

4) Stolz, a. a. O., S. 602 f.
5) Mitteilungen der dritten (Archiv-)Section der k. k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale, V. Band: Archiv-Berichte aus Tirol von E. v. Otten-

thal und O. Redlich, III. Theil, Nr. 2506. — (Von nun an abgekürzt als A. B. T.).

6) Ein Beispiel bietet Vogt Arnold, der zu seinem Vorteil Rodungen in Villgraten vornehmen konnte. — A. B. T. Nr. 2501.

7) Es bedurfte großer Anstrengung, dieses Recht für die Pfarren Niederdorf, Toblach, Innichen, Sillian zu bekommen. — A. B. T. vor allem Nr. 2604, 2607, 2610, 2613, 2615.

8) Über die Lurngauer Grafen und die frühmittelalterliche Geschichte des Pustertales schrieb Czoernig eine sehr ausführliche Abhandlung. — Czoernig, Carl von: Die vordere Grafschaft Görz im Pusterthale. In: Zeitschrift des Ferdinandeums, dritte Folge, 31. Heft, Innsbruck 1887, S. 151–185. — Der folgende Absatz beruht auf dieser Literatur.

9) Wiesflecker, Hermann: Die Regesten der Grafen von Görz und Tirol. Pfalzgrafen in Kärnten, Bd. I: 957–1271 (= Publikationen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung, Bd. XVI) Innsbruck 1935, Nr. 175. — (Von nun an abgekürzt als Görzer Reg.) — Die Urkunde mit der Arnold auf die Vogtei über Innichen verzichtet, ist auch erhalten. — A. B. T. Nr. 2503.

10) Stolz, a. a. O., S. 604.

11) A. B. T. Nr. 2510.

12) Es gibt allerdings Hinweise, daß Graf Albert von Tirol die Vogtei über Innichen eventuell bereits etwas früher innehatte. Stolz, a. a. O., S. 604, Anm. 2.

13) Görzer Reg. Nr. 612.

14) Görzer Reg. Nr. 286.

15) Görzer Reg. Nr. 569.

16) Görzer Reg. Nr. 2512.

17) Stolz, a. a. O., S. 604.

18) Pizzinini, Meinrad: Die Grafen von Görz in ihren Beziehungen zu den Mächten im nordöstlichen Italien von 1284 — 1358. Phil. Diss. Innsbruck 1908, Kapitel IV ff.

19) Meinhard IV. von Görz-Tirol ist als Tiroler Graf Meinhard II.

20) Görzer Reg. Nr. 748.

21) Görzer Reg. Nr. 745.

22) Stolz, a. a. O., S. 604 f.

23) Görzer Reg. Nr. 754.

24) Görzer Reg. Nr. 843, 2. Abschnitt.

25) Görzer Reg. Nr. 843, 1. Abschnitt.

26) Görzer Reg. Nr. 852 und 853.

27) Görzer Reg. Nr. 868.

28) Stolz, a. a. O., S. 620.

29) Die Bezeichnung „Vordere Grafschaft Görz“ taucht erst nach 1500 auf!

30) Stolz, a. a. O., S. 605. — A. B. T. Nr. 2543.

31) Vgl. Pizzinini, a. a. O., Kapitel II.

32) A. B. T. Nr. 2554.

33) A. B. T. Nr. 2561.

34) A. B. T. Nr. 2537.

35) Vor allem wurde in diesem Abschnitt Stolz, a. a. O., verwendet.

36) Vgl. Literatur.

37) Stolz, a. a. O., S. 384.

38) Vgl. Anm. 20!

39) Veider, Andreas: Die politischen Beziehungen der Grafen von Görz zu den deutschen Herrschern und den Landesfürsten von Österreich. Prüfungsarbeit am „Österreichischen Institut für Geschichtsforschung“, Wien o. J., S. 83.

40) A. B. T. Nr. 2605.

41) Stolz, a. a. O., S. 638. — Doch schon 1358 wurde Konrad von Villanders Burggraf von Habberberg genannt. — A. B. T. Nr. 2691.

42) Veider, a. a. O., S. 105.

43) Stolz, a. a. O., S. 636.

44) Veider, a. a. O., S. 105.

45) A. B. T. Nr. 2737.

46) A. B. T. Nr. 2763 und Nr. 2785.

47) A. B. T. Nr. 2789.

48) A. B. T. Nr. 2724.

49) A. B. T. Nr. 2702, 2725, 2727, 2729.

50) A. B. T. Nr. 2764.

51) Stolz, a. a. O., S. 636 f.

52) Sinnacher, Franz Anton: Beiträge zur Geschichte der bischöflichen Kirche Säben und Brixen in Tyrol. III. Bd. Brixen 1823, S. 488 f.

53) Stolz, a. a. O., S. 638.

54) Sinnacher, a. a. O., S. 490 f.

55) Historische Angaben beruhen auf Stolz, a. a. O., S. 634 ff.

DR. FRANZ KOLLREIDER

Kunst und Kultur in Innichen

Wohl fast jeder Kunstinteressierte, der von Osten oder Westen per Bahn oder Auto Innichen passiert und zu seinen Füßen der kleinen bäuerlichen Markt liegen sieht, wird unwillkürlich durch die wie eine romanische Burg mit einem gewaltigen quadratischen Bergfried aus dem Zentrum des Häusergewirres herausragende Domkirche und den ebenfalls auffallenden Rundturm der daneben stehenden St.-Michaels-Pfarrkirche zu einem Halt und zum Besuche dieses ungewöhnlichen Ortbildes aufgefordert.

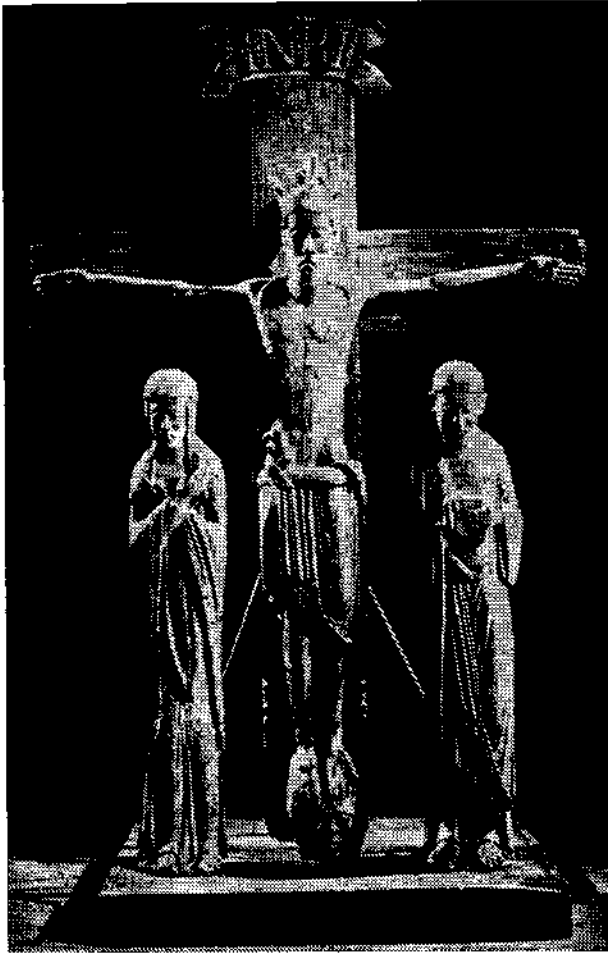
Steht man dann wirklich vor diesem altersgrauen Gebäudekomplex, so weiß man vor Staunen und der Fülle von Schönheit lange nicht, womit man beginnen soll. Wir gehen am röm. Meilenstein neben der Michaelskirche vorbei und durch den Friedhof zum Südportal der Stiftskirche, wo auch nach der jetzigen Restaurierung des Münsters das romanische Tympanon (Anfang 13. Jhd.) mit Weltenrichter und Evangelistensymbolen an die letzten Dinge gemahnt und wo aus der Portal-Blendarkade die Patronatsheiligen St. Candidus und Corbinian mit dem Bären, sowie Kaiser Otto I. mit Schwert und Reichsadler in kraftvoller Realistik und in leuchtenden Farben, gemalt von Michael Pacher, herniedergrüßen.

Treten wir dann in die Kirche ein, so führt uns der Weg direkt zum Abstieg der neu aufgebauten und wieder mit den originalen Kapitälchen und Säulen (diese seit 1880 in den Friedhofsarkaden aufgestellt) rekonstruierten, halb unterirdischen Gruft, bei deren Betreten man an die geheimnisvolle „hundertssäulige Krypta“ des Gurker Domes erinnert wird. Wir verlassen Gruft und Dom wieder mit einem bewundernden Blick auf die neu aufgedeckten romanischen Fresken in der Führungskuppel

und die wohl etwas zu hoch liegende Altar-
bühne über der Gruft mit der berühmten
Innichener romanischen Kreuzigungsgruppe,
vor der nun einfach grabgrauen Haupt-
apside, durch das Nordportal. Dieses
Kreuz war Ursprung und Mittelpunkt



Der Römerstein neben der Pfarrkirche



Die Kreuzigungsgruppe

zahlloser Wallfahrten, Kreuzgänge und Prozessionen für den ganzen ursprünglichen Innichner Kirchensprengel von Welsberg bis Abfaltersbach. (Nebenbei erwähnt: während des 1. Weltkrieges war diese Gruppe in der Lienzer Pfarrkirche geborgen.) Von den weiteren Assistenzfiguren ist leider nur mehr der hl. Corbinian auf uns gekommen, der aber auch für sich allein das ganze mittelalterliche Mönchtum in seiner vollkommenen Geschlossenheit und Harmonie zu dokumentieren vermag. Außerhalb des Nordportales erregen die zwei säulentragenden Löwen unsere Bewunderung, wenn sie auch ursprünglich sicher einmal am Westportal das Heiligtum schützen und das von Westen, der Nacht, kommende Böse, abhalten sollten.

Durch das nördliche Friedhofstor erblicken wir bereits ein weiteres Kunstdenkmal, nämlich den gotischen Bildstock mit vier bemalten Rundbogennischen und Themen der Heilsgeschichte von einem Maler der Brixner-Pustertalerschule (Meister Leonhard?) um 1490. Der Bildstock ward 1894 von der Landstraße hierher versetzt und ist gleichzeitig „verrestauriert“ worden. Wir machen daher wieder kehrt und wandern durch den Nordteil des Friedhofes, an dem behäbigen alten Kapitelhause (Domschulgebäude) vorbei mit einem überraschten Blick auf die herrlich gemalten Fensterumrahmungen im Renaissancestile und ihre grotesken Blüten- und Fruchtgirlanden (1. Hälfte 16. Jhd.). Wer auch noch den dahinter liegenden Kapitelsaal, oder besser gesagt, den einmaligen Wappen-

ries mit den zahlreichen Handschriften und Urkunden (Stiftsarchiv) gesehen hat, bekam einen umfassenden Begriff von mön-

chischen Studier-, Schreib- und Kunststuben.

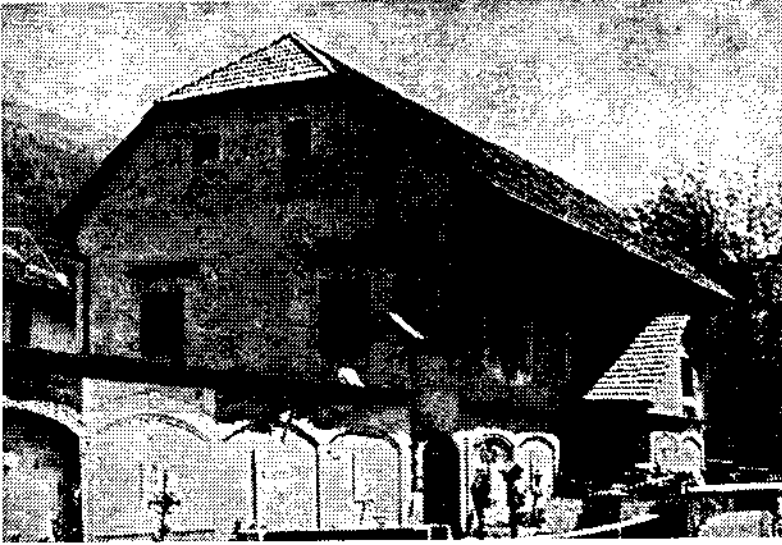
Vor dem gotischen Westportal des Domes angelangt, treten wir in die zweijochige Vorhalle mit asymmetrischem Rippengewölbe über Runddiensten und Spitzenkonsolen. Geradeaus fesselt unseren Blick das ursprünglich freiliegende, romanische Hauptportal mit drei runden Säulenpaaren und Tier-Blumen- und Traubendarstellungen. An der Südwand der Eingangshalle sieht man noch spätgotische und frührenaissance figurale und ornamentale Fresko- bzw. Seccomalereien. Die nach Norden anliegende Laurenzi-Kapelle an Stelle des zweiten geplanten Westturmes bezaubert durch ihr spielerisches Astringengewölbe von B. Firtaler. Über der Vorhalle befindet sich die Orgelempore mit einem prächtigen Renaissance-Orgelkasten in Form eines gotischen Flügelschreines aber schon mit gesprengtem Dreiecksgiebel. An seinen Flügel-Innenseiten Bilder der Geburt Christi und Anbetung der Könige von 1629. Aufbau sowie Dekoration (geschuppte Pilaster und aufgelegtes Rankenwerk) sind dem zeitlich sehr nahe stehenden Orgelgehäuse der Lienzer Pfarrkirche von 1618 so ähnlich, daß man unwillkürlich an künstlerische Zusammenhänge denken muß, wenngleich das Inaichner Orgelhaus farblich etwas mehr als das Lienzer den braunen Ton des 17. Jhdts. aufweist.

Beim Verlassen des Friedhofes in westlicher Richtung fällt uns noch rechter Hand in einer Arkade die von Meister Leonhard (Jakob Sunter), der auch in Strassen und Abfaltersbach (Innichner Dekanat) soviel gemalt hat, stammende dunkle Freske (Auferstehung der Gerechten) ins Auge.

Unmittelbar vor dem Friedhofe aber erhebt sich, gleichsam als Antipode zum Münster, die spätbarocke St. Michaelskirche (heute Pfarrkirche der italienischen Volksgruppe) mit ihrer bewegten und mit Engel-



Der gotische Bildstock vor dem Friedhof



Das Kapitellhaus



Auferstehung der Gerechten

statuen geschmückten Hauptfassade gegen den Marktplatz im Westen und mit einem romanischen Rundturm im Süden ausgerichtet. Dieser Rundturm mit alten Schießscharten in der Sockelzone, aber einem barocken Zwiebelhauben-Abschluß beweist zusammen mit dem Kirchenpatron, dem „bayrischen Michel“, Beschützer der Marktfreiheit wie Roland im deutschen Norden, das hohe Alter dieser ersten Kirchenanlage, die möglicherweise schon vor dem heutigen zweiten Dome bestand und bewußt als bürgerliches Zentrum dem mönchischen gegenübergestellt worden war. Der schon äußerlich anziehende barocke Baukörper, 1760 vom Penz-Schüler Rudolf Schraffl unter Mithilfe des Lienzer „Maurermeisters“ Thomas Mair errichtet, entzückt erst vollends in seinem Inneren durch eine reiche Rokoko-Dekoration von weiß-goldenem Stuckrocaille, farbenfrohen Deckengemäl-

den des Schwazer Malers Christoph Mair und durch die Fülle von überaus prächtigen Relief- und Gitterwerkschnitzereien an Gestühl, Kanzel und Orgelchorbrüstung. Zu diesem hölzernen Reichtum tragen auch noch die vielen, figural geschnitzten Prozessionsstangen wesentlich bei. 2 mächtige Joh. Patterer-Statuen, Joh. d. T. und St. Josef, in Polymert-Weiß flankieren den Hochaltar. Die Kirche strahlt in einem für unsere Gegenden ungewöhnlichen Maße und einer Pracht ohnegleichen die vielgerühmte bayrische Frömmigkeit verbunden mit volkischem Frohsinn aus.

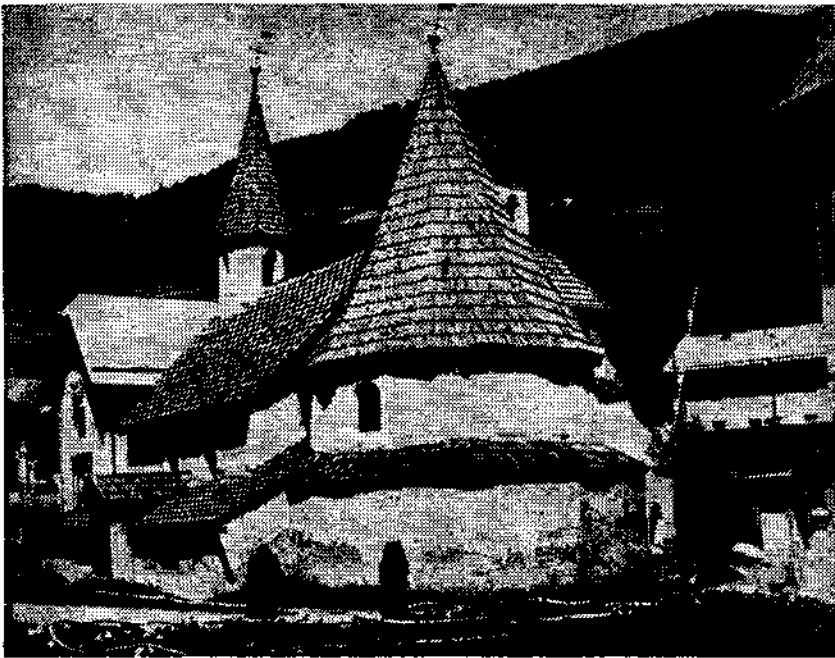
Eine zweite kirchliche Baugruppe überrascht in Innichen am Westeingange des Ortes zu beiden Seiten der Bahnhofstraße und der ganz jungen Drau: Südlich dieser erhebt sich eine, wie immer üblich nüchterne und arme Franziskanerkirche zum

hl. Leopold von 1694/97, die nur durch einige sehr schöne Altarbilder von Christoph Unterberger (Brixen) und Josef Renzler (Bruneck) bemerkenswert erscheint; nördlich aber grüßt die überaus malerische Anlage einer im Wesentlichen gotischen und einer barocken Kirche nebeneinander, nämlich der Altöttinger- und der Grabeskirche. Erstere mit oblongem Schiff (Leidenskapelle), polygonalem Chor, darauf ein Spitzdach und mit seitlichem, gedecktem Umgange, ist wohl aus einem alten Karner hervorgegangen — stand doch hier in der Nähe früher das Siechenhaus und der gotische Siechenbildstock, der heute östlich vom Kapitellhaus aufragt — und später, gemäß der flachen Holzdecke mit gemalten Rosetten, sowie Gardinenbogentüren und einigen Altarreliefs im 18. oder Anfang des 17. Jahrhunderts zu einer Miniaturkopie der bayrisch-freisingsischen Wallfahrt von Altötting umgebaut d. h. erweitert worden ist, um zur Zeit des Josefinismus auch den vielfältigen, plastischen Heiligenfundus für die verschiedenen Innicher Spielumzüge, vor allem die Karfreitags- und Fronleichnamsprozessionen aufzunehmen. All das verleiht, zusammen mit den frühbarocken schwarz-goldenen Säulenaltären, der Kapelle den Charakter einer reichen Wallfahrt und gibt dem Raume zugleich eine museal-volkstümliche Note.

Bei der barocken Grabeskirche mit Pultdach, Umgang, Kuppel und Laterne mit Zwiebeldach handelt es sich um einen Zentralbau von 1653, der durch einen offenen Rundbogen in Renaissanceart mit der Altöttinger Kirche verbunden ist. In der Mitte des zweigeschossigen Arkadenraumes mit Granitsäulen, Holzbalustraden und Holzstatuen in den einzelnen Nischen steht das Hl. Grab als ein niedriger Kapellenbau aus zwei Räumen mit Gratzewölben und stuk-



Die Pfarrkirche zum hl. Michael



Die Altöttinger- und Grabeskirche



Innenraum der Grabeskirche

klerten Engelsköpfen sowie einem eben-
solchen Schweißstuch geziert. Zu hinterst
im Marmorgrab liegt die Figur des toten
Heilandes, während in der tabernakelarti-
gen Kleinkuppel die Statue des Auferstan-
denen thront. Alles in allem ein vorneh-
mer, überwiegend in weiß und viel Stuck
der Renaissance gehaltener Innenraum, den
der Jerusalempilger Georg Paprion aus
Innsbruck in einer Anwendung der damals
gerade aufkommenden barocken Frömmig-
keit gestiftet hat und der bis in jüngste
Zeit Mittelpunkt der Karwochen-Liturgie

und der Osterfeiern in Innsbruck blieb.
Inspiriert zu diesem Baue wurde Georg Pa-
prion sicher auch durch die schon 1578 durch
Johann und Georg v. Graben (Lienzer Ge-
schlecht) veranlaßte Nachbildung des Hl.
Grabes in der Rundkapelle auf dem Vik-
torlabühel zwischen Innsbruck und Tob-
lach. Diese wenig bekannte Kapelle besitzt
ein kunstgeschichtliches Phänomen in den
einmaligen, auf acht Rippenstäben frei
herabhängenden Wappenschlußsteinen.

Neben diesen äußeren, freistehenden und
allgemein zugänglichen Kunst- und Kul-

turdenkmälern gibt es in Innsbruck auch be-
deutende Zeugnisse seiner inneren, geist-
lich-geistigen Kulturpflege durch alle zwölf
Jahrhunderte seit der Gründung des Bene-
diktinerstiftes durch den Bayernherzog Tas-
silo III. im Jahre 769! Wer einmal Gelegen-
heit hatte, in das an Urkunden, Urbaren,
Verfach- und verschiedenen handgeschrie-
benen Kirchenbüchern, darunter eine kolo-
riert-illustrierte Bibel und ein Missale aus
dem 14. Jhd., reiche Stiftsarchiv Einblick
zu nehmen, konnte sich vom Fleiße der
Mönche und späteren Stiftsherren gemäß
dem alten Wahlsprüche „ora et labora“ zur
Genüge überzeugen.

Auch muß man von Anfang an mit einer
Kloster-Domschule in Innsbruck, sowohl für
Buben durch Mönche, wie für Mädchen
durch das Frauenkloster (Benediktinerin-
nen, 1141) rechnen. Letzteren oblag gleich-
zeitig die Krankenpflege des Ortes. Die
heutige Spitalskirche zur hl. Katharina er-
härtert durch ihre romanische Rundapsis,
deren Weihedatum von 1257.

Allgemein nimmt man um diese Zeit auch
eine Kunstschule für Innsbruck in Anspruch,
die als Teil der Dombauhütte unter ande-
rem das berühmte „wundertätige Kreuz“
und den „Hl. Corbinian“ in Holz geschnitzt
wie das skulptierte Südportal, die Pfeiler-
verzierungen und die verschiedenartigen
Kapitäle der Gruft aus Stein gehauen hat.
Ebenso sind die Zusammenhänge der in
Innsbruck und der ganzen Mark von Wels-
berg bis Anras so gehäuft gotischen Fres-
komalereien eines Jakob Sunter, Michael
und Friedrich Pachser, wie Simons v. Tai-
sten — letzterer besonders in der zur Zeit
Kaiser Josef II. profanierten Mauritiuskir-
che vertreten — noch lange nicht endgül-
tig geklärt. Mauritius ist, wie Candidus als Führer
der „thebaischen Legion“ um 300 n. Chr. ge-
martert worden; er galt als Patron der
Glasmaler, Messerschmiede, Kaufleute, Fär-
ber, Tuchweber und Hutmacher ect. — lau-



Hl. Corbinian, vermutlich ein Werk der
Kunstschule der Dombauhütte Innsbruck

ter Gewerbe, die in Innichen bis in jüngste Zeit im Viertel der Mauritiuskirche blühten.

Zur Zeit der Spätgotik gewinnt weiters das Werk der in Innichen ansässigen Baumeister Andrä und Bartlmä Firtaler eine überlokale, ja Schule machende Bedeutung. Ihre Herkunft scheint vom Firtalerhof in Innervillgraten auszugehen und so werden dem älteren die Kirchen von Vierschach, Wahlen und Tessenberg zugeschrieben.

Bartlmä Firtaler als der bekanntere und Erfinder der eigenartig spielerischen aber überaus zierlichen Astrippengewölbe gilt als Schöpfer der Wallfahrtskirche Maria-Luggau (ca. 1515), der Pfarrkirchen von Kötschach (ca. 1520) und Laas (ca. 1530) im Gailtale, sowie der Schloßkapelle Stein im Drautale (signiert). Der ganzen Behandlung des Scheinrippengewölbes nach, mit dem malerischen, den barocken Stuck vorwegnehmenden Astrippenwerk, muß man ihm wohl auch die Michaelskirche in Lienz, die Schiffsverlängerungen bzw. Gewölbe der Thurner- und Amlacherkirche und das durch die Wasserkatastrophe zerstörte Langhaus der Kirche zu St. Johann i. W. zuschreiben, wie dies E. Kühbacher auch vom Pfarrhof in Virgen tut.⁵⁾

Von den prächtigen Renaissance-Dekorationmalereien und Stuckverzierungen am Propstei- und Kapitelhause (alte Domschule), sowie dem Wappenfriese im Kapitelsaale selbst, sind die Künstler leider noch unbekannt, da das Stiftsarchiv bisher keine systematische Bearbeitung erfahren hat, wie dies mit den übrigen Osttiroler Archiven durch Bauinspektor Josef Oberforcher, Lienz, geschehen ist.

Innichen entbehrt auch nicht der seit der Renaissance überall aufgekommenen „Wunderkammern“ in seinem herrlichen Domschatz mit Geräten aus Gold, Silber und Ebenholz. Ein Funkein und Gleissen an geistlichen Gefäßen, Reliquarien und kostbaren Paramenten bezeugt die bekannte Höhe des damaligen heimischen und auswärtigen Kunstgewerbes.

In der Barockzeit macht aber schon wieder die Innichner Bildhauerwerkstätte des Matthias Schranzhofer großes Aufsehen, ähnlich der Familie Benedetti in Mori; aus ihr gingen unter anderem der weitberühmte, in Lienz eine fruchtbare Werkstätte führende Johann Paterer (1712/85)¹⁾, sowie Veit Kiniger aus Sexten²⁾, der große steirische Bildhauer hervor. Von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jhdts. hat dann die aus Kartitsch stammende Bildhauerfamilie Fasching³⁾ diese Tradition weiter hochgehalten, und sie wurde noch in der zweiten Hälfte des 19. Jhdts., ja bis zum ersten Weltkrieg, von der Altarbauerfamilie Stauder im nazarenischen Geiste fortgesetzt. Ihre Werke sind jetzt zwar aus den Kirchen von Lienz und Innichen völlig verbannt, aber von den Fasching wird noch manches Stück im neugegründeten Innichner Museum wieder zu finden sein, besonders die großartige, originale „Tiroler Krippe“ aus der Pfarrkirche Winnebach nebst viel kunstvollem Hausrat jeglicher Volkskultur und des Kunstgewerbes, wie es bisher vom kunstliebenden Pfarrmesner Alois Oberhofer verwahrt wurde.

Aus der Neuzeit sind noch 2 Maler, der begabte Defreggerschüler Franz Niederwanger († 1915)⁴⁾ und Rudolf Lanzinger, rühmlich zu erwähnen. Letzterer, Bildhauer und Ma-

ler zugleich, hat das Innichner Feuerwehr-Museumshaus und das große Schulgebäude mit sehr ansprechenden modernen Mosaiken geziert.

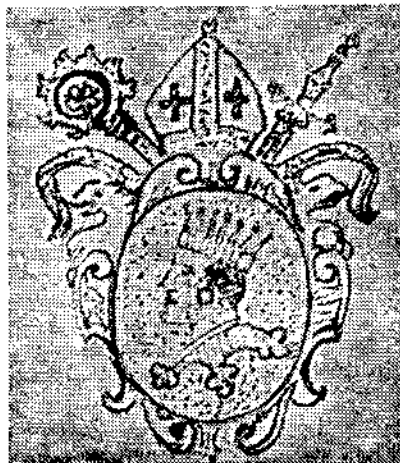
Über all das Schöne und Gute, das von der Hofmark Innichen auf seine nähere und weitere Umgebung zwölf Jahrhunderte hindurch ausstrahlte, wollen auch wir Osttiroler uns herzlich freuen und an den heurigen Feierlichkeiten aktiv und passiv über die Staatsgrenze hinweg teilnehmen. Wir gratulieren daher hiemit dem Innichner „genius loci“ und wünschen sei-

OLGA LAMP

Bischof Aribo von Freising

Jede Zeit besitzt ihr ganz eigentümlich angehörende, hervorragende Persönlichkeiten, die mit ihr entstehen und vergehen. Eine solche, längst begrabene, markante Gestalt, welche infolge des geweckten Verständnisses für die Geschichte der Heimat geistig neu auflebt, ist der vierte Bischof von Freising, Aribo. (Arbeo, deutsch Erbe, lat. heres). Er residierte durch zwanzig Jahre, von 784 bis 784 und ist der früheste, uns bekannte Vertreter des Aribonengeschlechtes, aus dem (Wiesflecker, Görzer-Regesten) die gefürsteten Grafen von Görz hervorgegangen sind.

Träger dieses Namens wurden u. a. auch in Toblach festgestellt. Nach Rudolf Granichstaedten-Czerva hat ein „Erbe“, althochdeutsch Aribo, die Linie der Herren von Erbo-Toblach, die dem Pustertaler Uradel angehört, begründet. Im Stiftsarchiv Innichen liegt das Original einer Jahrtagsgründung vom 3. Mai 1329, wonach Heinrich des Erben Sohn von Toblach und Nyklus, des Stengleins Sohn, ein Drittel des Hofes Ringlen ob Niederdorf und Lehen zu Niederstainach geben. (2 Siegel: Hainrich der Erb und Jacob der Richter von Sylian) — Zibock erwähnt „Henrici Erbbe de Toblaco“, der 1332 mit griechischem Kreuz in goldenen Strahlen siegelt.



Bischof Freising

Inhaber der Herrschaft Innichen 769 - 1803

Im Jahre 1341, Mai 28, scheint wiederum Hainrich, „des Erb von Toblach sun“ im Stiftsarchiv auf. Er verkauft auf der St. Michaels-Brücke, auf welcher die Taidigung

nen späten Nachkommen sowie dem ganzen Innichner Gemeinwesen eine stete Aufwärtsentwicklung „ad multos annos“.

1) Tiroler Heimatblätter, 1952/4-6 „Bildhauer Johann Paterer (1712-1785) v. Franz Kollreider.

2) Osttiroler Heimatblätter 1959/3 „Barockbildhauer Franz Kiniger aus Sexten“ von Franz Kollreider.

3) Der Schlärm, 1960/129 „Die Osttiroler Künstlerfamilie Fasching“ von Franz Kollreider.

4) Osttiroler Heimatblätter 1961/8 „Maler Franz Niederwanger“ von Franz Kollreider.

5) Egon Kühbacher: Die Hofmark Innichen (Heimatbuch), Bozen 1969.

gehalten wird, dem Capitel den Acker in Chalchoven. In seinem Wappen führt er einen Mohrenkopf auf Goldgrund. Die Mohrenbüste in Gold mit roter Krone und rotgezacktem Halskragen ist das Wappen des Bistums Freising, in Anlehnung an die Heiligen Drei Könige (Heidenmission), als Leute, die weit gereist sind. (Reisen St. Corbinians, des ersten Bischofs von Freising!)

Unter den Urkunden des Archivs der Dominikanerinnen in Lienz findet sich ein Kaufbrief von 1351, April 8, (Freitag vor Palmtag). Nickel, Hainczleins des Erben von Toblach Sohn, verkauft mit seiner Wirtin Albait sein Gut zu Nuzdorf, auf welchem der Leusacher sitzt, an das Frauenkloster zu Luencz.

Bei dem im Pergamentkodex (15. Jhd.) des Kirchenarchivs von Sillian im Verzeichnis der Jahrtage genannten „Stephan, Sohn des Ebronis von Toblach, der ungefähr um das Fest des hl. Evangelisten Markus gestorben ist“, sollte es wohl heißen „Sohn des Erbonis von Toblach“. Diese Eintragung wurde, wie Santifaller berichtet, erst im 17. Jahrhundert von zweiter Hand vorgenommen. Das Todesjahr ist nicht angegeben. Die Pfarre Sillian gehörte mit Toblach, Niederdorf und Innichen zu jenen Pfarren, welche bis 1141 unter Freising'scher Herrschaft standen.

Das Dutzend der Jahrhunderte ist nun voll, seit Bischof Aribo fürs Pustertal spürbar in Erscheinung getreten ist. Unter seinem Episkopat wurde vom Benediktinerkloster Scharnitz, das er als erster Abt geführt hatte, durch seinen Nachfolger Atto, vermutlich von Kienburg, einem Edelmann aus Bayern, das Kloster Innichen gegründet. Mit Wissen und Willen seines Bischofs bat Abt Atto den Bayernherzog Tassilo um Schenkung des Ortes „Innching“ samt Umgebung; denn die Scharnitzer Mönche standen im Abhängigkeitsverhältnis zu Freising. Zum Zeichen dessen wurde dem Kloster zur Pflicht gemacht, jährlich an die Kirche von Freising „duos pedules“ d. i. ein Paar Schuhe, wie sie die Regel des hl. Benedikt für seine Ordensleute vorschreibt, zu liefern (Meichelbeck, Geschichte der Stadt Freising).

Aribo, der Verfasser der im Spätlatein aufgezeichneten Biographie von St. Corbinian und Emmeran, ist der früheste namentlich bekannte deutschstämmige Schrift-



Gemälde vom Hauptportal des Domes. Links Abt Atto, Mitte Herzog Tassilo, rechts Bischof Aribio

steller. — Zu seiner Zeit erschienen geschriebene althochdeutsche Ausdrücke erstmals in Form eines alphabetisch geordneten, lateinisch-deutschen Wörterbuches, das man heute nach seinem lateinischen Anfangsstichwort den deutschen „Abrogans“ nennt. Der Altmeister der Frühgermanistik, Georg Baesecke, hält nach gründlicher Forschung Bischof Aribio mit seiner Kanzlei für den Schöpfer dieses ersten Wörterbuches unserer Sprache. — Ein aufgefundenes Fragment aus Aribos literarischem Nachlaß in griechischer, lateinischer und gotischer Sprache hat zur weiteren Erschließung des Gotischen Namhaftes beigetragen. Mithin steht dieser Bischof in dreifacher Hinsicht am Urquell unseres Schrifttums und gleichzeitig als Urheber einer neuen Epoche an den Quellen der Drau.

In seinem schriftstellerischen Werk über St. Corbinian „Vita Corbiniani Episcopi“ schildert er anschaulich im letzten Kapitel, das hier in deutscher Übersetzung wiedergegeben ist, die wundersame Geschichte vom kleinen Knaben: Vor 1238 Jahren, am zahlreich von weit her besuchten Gedächtnisfest des hl. Corbinian, den man damals wunschgemäß in Mais/Meran begraben hat, ist dies Knäblein von der Höhe des Castrums Maiense, der heutigen Zenoburg, in die Gilfklamm gestürzt und unverseht geblieben. Beachtenswert ist der letzte Satz, in welchem sich Aribio selbst als das geratete Bublein zu erkennen gibt.

Da das Kloster Scharnitz eine ungünstige Lage hatte, sodaß es schwer zu bewohnen und besonders zur Winterzeit wegen vielen Schnees oft ganz unzugänglich war, so riet Bischof Aribio dem Abte, dasselbe zu verlassen und nach Schlehdorf am Kochelsee zu ziehen.

Unter Aribio wurde der Leichnam St. Corbinians von Mais zurück nach Freising übertragen, und das heutige Bistum München-Freising schenkte eine in Silber gefaßte Reliquie seines Gründers St. Corbinian zur 1200-Jahrfeier Innichens, dessen zweiter Kirchenpatron er ist.

Bindungen und Beziehungen Bischof Aribos reichen also ins oberste Isar-, ins Etsch- und Pustertal. Wenn auch der genannte Kirchenfürst in den uns erhaltenen

Aufschreibungen über seine Herkunft schweigt und aus dem achten Jahrhundert andere schriftliche Hinweise fehlen, so ist doch anzunehmen, daß er wegen seines Alt-Pustertaler Familiennamens und der Ortskenntnis aus oder der Nähe dieser Gegend stammt und vermöge seiner Berufstellung eigentliche Initiator der Klostergründung von Innichen, der damit verbundenen Slawenmission und ausgedehnten Rodungsarbeit gewesen ist.

OLGA LAMP

Der Kranzhofbühel bei Innichen

Am sonnseitigen Hügel des Innichberges, dem Kranzhofgelände, finden sich die ältesten Kulturspuren des Ortes. Dort hat man Reste einer hallstattzeitlichen Fliehburg entdeckt und ermittelt, daß die Römer aus der illyrischen Burg ein Kastell errichteten. Eine Unzahl römischer Münzen (auch in Gold und Silber) ist an den Hängen des Bühels schon gefunden worden und immer wieder kommen neue zum Vorschein. Die beliegenden Aufnahmen von drei Geld-

Das Tympanon (Bogenfeld) des romanischen Hauptportals im Dom zu Innichen zierte bis vor einem Jahr an der Innenseite ein sinnvolles Gemälde, das Aribio, Bischof von Freising, als den Anreger, Herzog Tassilo III. als Stifter und Atto, Abt von Scharnitz, als den Gründer des Klosters darstellt. Von rechts nach links betrachtet, erkennen wir Aribio, hinter ihm die Infel, in der Mitte Tassilo, die bayrische Herzogskrone auf dem Haupte. Als Vogt des Bistums Freising trägt er an einer Halskette die Mohrenbüste, und seine Linke hält die Urkunde mit der Aufschrift: „Stift- und Schenkungsbrief zur Kirche in Innichen von Thassilo II, Herzog in Bayern 770“. (Nach den neuesten Forschungen muß es heißen: „Tassilo III. 769“.) Links sitzt Atto im Ordenskleid der Benediktiner, das für die frühere Zeit typische Käppchen bis über die Ohren reichend. Die Mitra hinter seinem Sesselrücken deutet an, daß dieser Abt unmittelbar auf Aribio in der Würde eines Bischofs von Freising (784–810, nach Meichelbeck) folgte. Alle drei Personen verbindet das weiß-blau, schräg-rechts gerautete Wappen Bayerns, das im Tischtuch wiedergegeben ist. Die auf Holz gemalte Darstellung stammt aus dem 18. Jahrhundert (Weingartner) und kündigt augenfällig den Beginn der Verwirklichung von Bischof Aribos schöpferischer, zukunftsweisender Idee.

Anmerkung: Die Einsichtnahme ins Stiftsarchiv Innichen danke ich Propst Johann Mairhofer und jene in die Wappensammlung und Studienbücherei Oberforcher, Lienz, Kustos Dr. Franz Kollreider.

stücken, welche der Besitzer des Kranzhofes, Josef Bergmann, dankenswert zur Verfügung gestellt hat, stammen, von links nach rechts, aus dem Imperium des Gaius Julius Cäsar, 46–44 vor Christus. (Die Rückseite mit der Inschrift „Imp. Cäsar“ ist eigens abgebildet) und des Gallienus, 260 bis 268 nach Christus. (Mittlere Münze mit dessen Kopf und Namen, rechts die Kehrseite). Ein Weg in Hofnähe führt im Volksmund noch den Namen „Römersteig“.



Römische Münzen vom Kranzhofbühel: Links aus dem Imperium Julius Cäsars (nächste Seite: Kehrseite der gleichen Münze). Mittlere und rechte: Imperium des Gallienus; Vorder- und Rückseite



Östlich des Kranzhofhügels wurde 1811 eine schöne Zeusstatue, die im Ferdinandum verwahrt wird, ausgegraben.

Nach der Klostergründung in Innichen vor 1200 Jahren errichtete das Bistum Freising, als Inhaber der Herrschaft, die urkundlich oft genannte Burg Haberberg am Kranzhofbühel. Der letzte Rektor des Klosters Innichen, Bischof Otto (1137—1158), ein Sohn des hl. Leopold, Markgrafen von Österreich, als Geschichtsschreiber des Reiches und Theologe von Format bekannt, verwandelte 1141 das Kloster Innichen in ein Kollegiatstift. Als Vertreter des Bischofs übte der Freisinger Hofrichter, der auf Schloß Haberberg saß, die Gerichtsbarkeit aus. Dort befand sich auch das bischöfliche Wirtschaftsamt mit Kasten. 1305 ließ Bischof Enicho (1281—1311) ein Verzeichnis seiner Burgwächter, deren Einkommen, sowie des Ertragnisses, der Schulden, des Guthabens, der Zehnten und Grenzen seiner Güter anlegen. Inniching hatte damals als Burgwächter einen Edlen von Kolbeck.

1307 beauftragte dieser Kirchenfürst seinen Kapellan, Bernhard Vindinger, die Einkünfte Innichens zu beschreiben. — Über das Verhältnis der Hofmark zu den Görzern, welche die Burg Haberberg 1349 zerstörten, wird an anderer Stelle berichtet.

Bischof Paul (1359—1377) aus dem Geschlechte der Grafen von Harrach, Kanzler der Herzoge von Österreich, seit 1340 Bischof zu Gurk, gelang es 1373, sein Schloß Haberberg bei Inniching wieder zu erwerben. Danach verpfändete er Inniching, das sein Nachfolger, Bischof Leopold (1377—1381) einlöste. Unter Bischof Berchtold (1381 bis 1410) ward Inniching abermals verpfändet, und zwar diesmal mit der Herrschaft Oberwels um 14.000 ungarische Dukaten. Das durch Brand zerstörte Schloß Inniching am Kranzhofbühel ließ Bischof Leo (1551 bis 1559) aufbauen und Bischof Veit Adam Geebeck (1618—1651) floh in den Wirren des Dreißigjährigen Krieges dorthin. (Meichelbeck)

In der Folgezeit zog der Hofrichter in die Nähe des Pflegehauses, (jetzt Gemeindeamt). Das Schloß Haberberg wurde dem Verfall preisgegeben. Nur mehr klägliche Spuren am Kranzhofgelände erzählen von dem ehemaligen Herrschaftsschloß.

Der Name Kranz scheint seit 1402 auch in Lienz auf. Michael Kranz war in diesem Jahre Besitzer eines Hauses in der äußern

Stadt. (G. A. R. 1424 Staatsarchiv Innsbruck) Andreas Kranz (gest. 1592) mit Katharina Fillensteiner vermählt, hatte von seinem Schwiegervater die ossiachische Amtmannschaft zu Grafendorf, welche sich in der Familie bis 1876 vererbte, erhalten. (Familienbuch „Kranz“, für dessen Durchsicht Herr Ing. R. Eck, Hotel Post, Lienz, bestens gedankt sei.

Das Hochstift Freising verwaltete einst neben Innichen, der Stadt Freising, seinen Graf- und Herrschaften in Bayern und Österreich auch die Herrschaft Bischoflack in Krain/Jugoslawien. (Lehrkräfte des Bezirkes Lienz hatten im letzten Weltkrieg, anlässlich ihrer Versetzung nach Oberkrain, Gelegenheit, in den Katalogen der dor-

tigen Schulen slovenisierte Pustertaler Namen vorzufinden. Nach Rücksprache mit alten Leuten, die sich zum großen Teil auf deutsch verständigen konnten, war zu erfahren, daß ihre Ahnen aus der Gegend von Innichen im Zuge der Kolonisation und Missionierung nach Krain geschickt wurden und dort verblieben. Bis zum ersten Weltkrieg war es üblich, daß diese Krainer einmal im Jahr nach Innichen, in ihre alte Pfarre, pilgerten. Der langjährige Stiftsmesner, der Kunst- und Heimatfreund von Innichen, Alois Oberhofer, weiß zu berichten, daß vor 1914 jährlich auch Erwachsene aus Görz auf Wallfahrt in die Stiftskirche kamen.)

M. ALBERTA BRUNNER

Das Frauenkloster zu Lienz und Innichen

Die große Jubelfeier des Marktes Innichen gibt Anlaß zu einem kleinen Beitrag aus der Chronik des Dominikanerinnenklosters zu Lienz. Es soll damit aufgezeigt werden, wie Innichen und Lienz auch durch den Orden des hl. Dominikus jahrhundertlang miteinander in Verbindung standen.

So lesen wir in der Chronik:

„Kaum hatten die Reuerinnen oder Neubekehrten von Lienz angefangen, den Geist Jesu Christi zu verbreiten, als auch in dem 6 Stunden entfernten Markt Innichen ebenfalls Frauen ihr Vermögen zusammenlegten und unter der Regel des hl. Augustinus und nach den Vorschriften des III. Ordens des hl. Dominikus eifrig Gott zu dienen begannen.

Im Jahre 1243 findet sich diese fromme Gemeinschaft bereits urkundlich erwähnt.¹⁾ Bruno, Graf von Kirchberg, Bischof von Brixen, weihte im Jahre 1257 Kirchlein und Altar zu Ehren der hl. Katharina, Jungfrau und Märtyrerin, und gewährte den frommen Besuchern Ablässe.²⁾ Die Schwestern hatten um diese Zeit (1259—1278) einen eigenen Kaplan, ja nach Resch sogar 2 Kapläne. Die Wohltätigkeit der edlen Grafen von Görz soll durch eine Urkunde vom Jahre 1295 die kleine Versammlung zu einer wirklichen klösterlichen Stiftung erhoben haben, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß „das Haus Innichen (ebenfalls Klösterle genannt) jederzeit dem Dominikanerinnenkonvent zu Lienz untergeordnet sein soll“, was auch stets der Fall war. Deshalb führte die Vorsteherin von Lienz immer den Titel „Priorin der beiden Gotteshäuser und Frauenklöster zu Lienz und Innichen“. Die Vorsteherinnen von Innichen hießen meistens „Vikarin“ oder „Verwalterin“, bisweilen führten sie wohl auch den Titel „Priorin“, obwohl Innichen nie ein Priorat war, sondern stets dem Lienzener Konvent unterstand.

Schon im Jahre 1413 brannten Kirchlein und Haus bis auf die Mauern nieder. Das Lienzener Kloster baute vorläufig nur eine kleine Wohnung für den Mesner. Erst nach mehreren Jahren wurde das Gebäude so weit hergestellt, daß wieder Frauen einziehen konnten. Die Schwestern in Innichen hatten bisher als Terziarinnen gelebt; im Jahre 1400 übernahmen sie jedoch, um sich den Lienzener Schwestern mehr anzu-

gleichem, die Satzungen des 2. Ordens und das Breviergabet.

Damals war M. Anna v. Hebenstreit Priorin von Lienz und Innichen. Im Klösterle zu Innichen lebten zumeist alte Schwestern. Im Jahre 1416 befahl der Bischof von Brixen, die Nonne Margareth Hilber solle zur Priorin von Innichen gewählt werden. 1418 finden wir daselbst die ehrwürdigen Frauen Katharina Leb, Katharina Porzl und Margareth Schwab. Es scheint, daß nach dem Tod der Vorsteherin Margereth Hilber die anderen Nonnen in das Mutterkloster zurückkehrten und somit das Haus in Innichen einige Zeit unbewohnt blieb. Diesen Umstand benützte die Gemeinde, um an die Synode in Basel ein Ansuchen um Überlassung des Gebäudes zu richten. Und wirklich wurde dasselbe gewährt, indem durch einen Erlaß vom 30. April 1442 das Gebäude der Gemeinde als Spital oder Hospitz für arme Pilger zugesprochen, das Kirchlein aber mit allen Einkünften den Benefiziaten und Chorherren zu Innichen übergeben wurde. Doch hatte diese Verfügung keinen Bestand, und die Klosterfrauen erhielten ihr Eigentum bald wieder zurück.

Im Jahre 1470 wurde die adelige Witwe Margareth v. Rassner zur Vorsteherin gewählt; die Witwe Frauenstätter sollte ihr zur Seite stehen. Nach dem Tode dieser beiden Frauen wurde im Jahre 1488 die adelige Matrone Margareth Lokiser als Vikarin nach Innichen geschickt. 1505 sandte die Lienzener Priorin Gertraud Schroll abermals eine ihrer geistlichen Töchter als Vorsteherin ins Klösterle zu Innichen. Vom Jahre 1532 bis 1545 finden wir Anna Sagmeister als Vikarin daselbst.

Um diese Zeit machte das Haus in Innichen dem Mutterkloster aus uns bekannten Gründen schwere Sorgen, so daß sich die Priorin M. Euphrosina genötigt sah, an Stelle von Mutter Anna Sagmeister eine neue Verwalterin, wahrscheinlich die Chorfrau Christine Panstorfer dorthin zu senden.

Um 1583 wurde M. Euphrosina von der Regierung aufgefordert, die rückständigen Steuern für Innichen — einen Betrag von 140 fl — sofort zu erlegen: es wurde dabei eine Strafe von 100 fl angedroht. Infolge eines Bittgesuches an das Haus Habsburg wurde diese Zahlung erlassen.

1570 kam von Innichen die Hiobsbotschaft, daß bei dem verheerenden Brand auch das Klosterle bis auf die Mauern in Asche gelegt worden sei. M. Euphrosine nahm bald den Wiederaufbau in Angriff. Es kostete sie unsägliche Mühen. 200 fl hatte sie für den Anfang von guten Leuten geliehen.

Ihre Nachfolgerin M. Priorin Ursula tat was sie konnte, um das Klosterle in Innichen wieder lebensfähig zu machen. Im Jahre 1587 wird die Chorfrau Maria Brixner als Verwalterin dortselbst genannt. Am Samstag vor Georgi 1589 sandte die Lienzener Priorin 2 Schwestern nach Innichen, um dort die zum Kloster gehörende Landwirtschaft zu führen: noch ist das Verzeichnis der Gerätschaften, die ihnen mitgegeben wurden, vorhanden. Am 14. Oktober 1595 begab sich die Priorin von Lienz selbst nach Innichen, um den Bau von Kirche und Haus zu betreiben. Erstere wurde wahrscheinlich erweitert, denn bisher wußte man nur von einem Altare, von da ab werden aber drei Altäre erwähnt. Einer davon wurde am 29. Juni 1603 durch den Weihbischof von Brixen, Simon Feuerstein, zu Ehren der heiligen Büberin und besondern Patronin des Ordens, Maria Magdalena, geweiht. Wenn man sieht, wie eifrig die Priorin Ursula trotz der Armut des Mutterklosters an der Wiederherstellung des Klosterchens in Innichen arbeitete, so muß man darin offenbar das liebevolle Walten der göttlichen Vorsehung erkennen, welche auf diese Weise den Schwestern, die bald ein ungeahnter harter Schlag treffen sollte, einen Zufluchtsort bereiten wollte.

1613, am 25. April, es war Donnerstag, brach in Lienz, in der sog. Kalkgrube Feuer aus, das so rasch um sich griff, daß auch Kloster und Kirche der Dominikanerinnen vernichtet wurden. Die Schwestern waren obdachlos geworden. Von den Stadtbewohnern, die selbst so schwer betroffen waren, war keine Hilfe zu erwarten. So wußte die Priorin Katharina Han keinen anderen Ausweg, als mit ihren geistlichen Töchtern in das Klosterle nach Innichen zu flüchten. Hier nun konnte der ganze Konvent ein klösterliches Leben führen. Bald gesellten sich zu ihnen auch einige Dominikanerinnen vom St. Ulrichskloster zu Dillingen bei Augsburg, die in den Wirren des dreißigjährigen Krieges vertrieben worden waren. 1627 unterzeichnet sich eine Schw. Susanna Penker als Prioratsvorsteherin. Zwei weitere Dillinger Schwestern waren Cherubina Sattler und Schw. Katharina Appel, beide sollen 1632 nach Innichen gekommen sein.

Mittlerweile war unter großen Schwierigkeiten das Klosterle in Lienz soweit hergestellt worden, daß es wieder bewohnt werden konnte. Mit 31. März 1634 erteilte der Erzbischof von Salzburg die Erlaubnis, daß die 2 noch lebenden Lienzener Schwestern mit den Dillinger Dominikanerinnen ins Mutterhaus nach Lienz kommen dürfen. Der Freiherr von Wolkenstein holte die Schwestern mit seiner eigenen „Equipage“ in Innichen ab, um sie nach Lienz zu bringen. Das Kloster in Innichen scheint dann unbewohnt geblieben zu sein. In den Jahren 1640 oder 1650 versuchten Priester der Gesellschaft Jesu es zu bekommen, jedoch ohne Erfolg. 1690 wurden die Schwestern ersucht, das Innichener Klosterle den

Patres Franziskanern abzutreten, welche daselbst eine Niederlassung errichten wollten; da die Klosterfrauen nicht einwilligten, begannen die Patres mit der Errichtung eines Neubaus und ersuchten 1690 um die Erlaubnis, im St. Katharina-Kirchlein die Messe lesen zu dürfen, wenn Franziskaner des Baues wegen anwesend wären. 1692 baton sie, im Klosterle wohnen zu können, bis ihr Bau vollendet sei.

Im Jahre 1670 wurde der Mesner Jo. Pauer eingestellt. Welche Gegenstände ihm übergeben wurden, davon gibt ein reichhaltiges Inventar, das noch vorhanden ist, Aufschluß.

Abermals schreibt die Chronik, daß die Witwe Klara Warnersey, geb. v. Walter, mit Erlaubnis des Provinzials Vinzenz Dempfl im Jahre 1694 Mitglied des Konventes und zugleich eine große Wohltäterin des Klosterleins zu Innichen wurde, wo sie nachher lebte und starb. Die Güter von Innichen waren seit 1696 an Herrn Franz v. Walter verpachtet.

Vom Propst von Innichen erhielten die Schwestern von Lienz kostbare Reliquien, nämlich die Häupter der heiligen Märtyrer Alexander und Faustinus.

Im Zuge des josefinischen „Klostersturmes“ erreichte auch das Klosterle in Innichen ein hoher Erlaß vom 30. 9. 1788. Er lautete dahin, daß das Haus dem Lienzener Konvente verbleiben könne für ökonomische Zwecke. Das Kirchlein jedoch solle gesperrt, entweiht und veräußert werden für 14 Gulden: der Altar sei für 8 Gulden und das Glöckl für 50 Gulden zu verkaufen. Diese Beträge müßten dem Religionsfonde zufließen. Auf Bitten und Vorstellungen des Klosters wurde jedoch am 7. März 1789 das Ganze als Realität des Lienzener Konventes erklärt und diesem belassen unter der Be-

dingung, daß im Kirchlein außer 5 jährlichen Stiftmessen kein Gottesdienst gehalten werden dürfe. Die gütige Vorsehung Gottes ist darin besonders zu preisen, denn nicht ein Dezennium sollte vergehen, bis die Lienzener Priorin Benigna mit mehreren Schwestern in Innichen Obdach suchen und finden würde. Am 10. 4. 1798 zerstörte abermals ein Brand das Klosterle zu Lienz. Die obdachlosen Schwestern fanden da und dort Unterkunft. Die Priorin Benigna zog, wie bereits erwähnt, mit mehreren Schwestern nach Innichen, wohin sie auch das aus den Flammen gerettete Gnadenbild „Maria-Hilf“ mitnahm. Der Wiederaufbau des Klosters zu Lienz erforderte jedoch die Nähe der Priorin, weshalb sie, vom hochw. Pfarrer von Tristach, Vinzenz Ragger, eingeladen wurde, in sein Haus nach Tristach zu übersiedeln. Am 28. Mai 1801 kehrten die drei letzten Klosterfrauen, die nach Innichen geflüchtet waren, in das wieder bewohnbar gemachte Klosterle nach Lienz zurück. Am 6. Juni desselben Jahres schickte der hochw. Herr Canonicus Bussieres von Innichen dem Klosterle als Brandsteuer „6 Tafeln“, welche im Konventzimmer als Andenken aufgehängt wurden.

Im Jahre 1833 wollte die Gemeinde Innichen das Klostergebäude dortselbst erstehen, um es in ein Spital umzuwandeln. Nach langem Prozeß mußte es ihnen um 350 Gulden K M überlassen werden. Später erwarb die Gemeinde Innichen auch noch die drei zum Kloster gehörigen Wälder.

Damit fanden die Beziehungen zwischen den beiden Dominikanerinnenklöstern Maria Heimsuchung zu Lienz und St. Katharina zu Innichen, die Jahrhunderte gewährt hatten ihr Ende.

- 1) U. 1243 Oktober 27. Rodeneck.
- 2) U. 1278 August 3. Brixen.

DR. NORBERT HÖLZL

Geistliches Spiel und Dichtung

Innichen mit dem berühmten romanischen Triumphkreuz war ein vielbesuchter Wallfahrtsort. In der Barockzeit fand zweimal im Jahr ein Spiel statt und hielt dann wohl die ganze Bevölkerung in Atem. Am Karfreitag ging die düstere Kreuzprozession der Bruderschaft durch den Ort. Gezeigt wurden in einem langen Zug nicht nur die Passion selbst, sondern alle Stationen von Adam und Eva, hinter denen der Tod donnernde Verse rief, über Abraham und Isaak bis zur Kreuzauffindung durch die Kaiserin Helena. Das für uns so schwer Verständliche daran ist, daß bis zu zehn Christus-Darsteller auf einmal auftraten! — Ein „Christus“ lag noch in der Krippe, ein anderer floh gerade nach Ägypten, einer war bei der Dornenkrönung, einen führte Pilatus vor usw. Blutrote und schwarze Kreuzträger sorgten für die schreckhafte Atmosphäre.

Etwas weniger düster war in Innichen am 25. August die Spielprozession zu Ehren des Ortsheiligen, des Märtyrers Candidus. Götzenpaffen und Henker quälten den frühchristlichen Bischof. Aber auf die Szene der Erniedrigung im Irdischen folgte sofort die strahlende Gloriole im Himmel. Mit den Insignien der Bischofswürde schritt

der 2. Candidus-Darsteller einher. Und die Allegorien der drei Versucher, Welt, Fleisch und Teufel, huldigten dem Märtyrer. Frau Welt, begleitet von Cupido, trug Weltkugel, Köcher und Pfeil. Die geistige Kraft des barocken Helden zwang Frau Welt auf die Knie. Gegen ihren Willen huldigte sie dem Märtyrer Candidus, dessen irdische Hülle aus Rom nach Innichen gekommen war:

„Welt, Fleisch, Teufel und Tod
Hat allen Spott
Von dir, O Candidus, ertragen.
Gott hast du betrachtet.
Jetzt prangst du dort
Im Himmelsport,
Weil uns hast ganz verachtet.
Es ist vorbei,
Uns alle dref
Hast, Candidus, überwunden,
Weil du bei Gott
Durch Martertod
Die Himmelskron gefunden.“

Geistiges und geistliches Zentrum nennt man Stift Innichen. Aber als Dichter errang nur ein einziger gesamtdeutsche Bedeutung: Der Jesuit Matthäus Rader. In

der deutschen Literaturgeschichte ist Rader kein allzu bekannter Begriff. Aber nicht deshalb, weil seine Werke aus der Zeit um 1600 wenig taugen, sondern weil Rader ausschließlich in lateinischer Sprache schrieb und die deutschen Barockforscher gewöhnlich zu wenig Latein können. Rader wirkte in München. Der größte Dramatiker des Jesuitenordens, Jakob Bidermann, war sein Schüler und enger Freund. 1958 inszenierte Werner Düggelin Bidermanns „Cenodoxus“ am Bayrischen Staatsschauspiel in München. Bidermann hatte das Glück, daß sein Werk schon 1635 verdeutscht wurde. Raders „Theophilus“-Drama vom Teufelsbündner, den ein Marienmirakel vor dem Abgrund gerade noch rettet, spielt niemand. Es existiert keine deutsche Übersetzung.

Aber noch im vorigen Jahrhundert übersetzte man Raders volkstümlichstes Werk die berühmte mehrbändige „Bavaria Sancta“ mit den Lebensbeschreibungen der Heiligen aus ganz Bayern.

Der Jesuit aus Innichen war einer der Vielseitigsten seiner Zeit. Man empfindet ihn als modernen, aufgeschlossenen Menschen, der sich nicht in die Gelehrtenstube verkroch. Mit den führenden Gelehrten der Epoche stand er im Briefwechsel; mit Justus Lipsius, Martin Delrio, Jakob Gretser, Marx Welsler oder Scaliger. Die perfekte Beherrschung der klassischen Sprachen trug diesem Jesuiten auch die Bewunderung gebildeter Protestanten ein.

Er kommentierte die „Medea“ des Seneca, er übersetzte die Geschichte des Großen Alexander von Quintus Rufus und Martials Epigramme. Er war ein gesuchter Pädagoge und Theologe, er wurde berühmt durch seine klassischen Übersetzungen, er war Epiker, in der „Bavaria Sancta“ Historiker und in seinen Viggil-, Kassian- und Theophilstücken Dramatiker. Berühmt ist das Lied vom Tod des Lyrikers Rader, der „Iesus mortualis“. Wäre das Werk nicht schon 1604 gedruckt worden, wir sprächen von den expressionistischen Zügen dieser ebenso düsteren wie genialen Dichtung:

„O du der Sonne Strahlengold,
Du Silberschein des Mondes!
Ade, ihr Leuchten dieser Welt,
Du kleinere, du große,
Die ohne Ende jung erglühn,
Um müde hinzulöschen!
Der Freundesschwarm verläßt dich rasch,
Verläßt du die Behausung.
Aus deiner Nase stinkt die Pest
Und so verscheuchst du alle.
Man flieht mit festverschloßnem Mund
Und zugehaltner Nase.
Hinaus mit dir! Nur rasch hinaus,
Du Seuche, Stank und Ekel!
Man deckt dich zu, nun schläfst du tief
Und niemand mag dich stören.
Der Mann, der dies Gedicht gefügt,
Er tat es unter Tränen,
Hat Tag um Tag, ein Leben lang,
Den Tod bedacht, besonnen.
Nun ist er auch schon lange Staub
Und drum im Staub bestattet.
Du wirst ihm folgen — rüste dich! —
Wenn heute nicht, so morgen.“

DR. HANS KRAMER

Innichen vor 1918

Innichen liegt im schönen Hochpustertal, in einer Gegend mit herrlichen Wäldern und saftigen Wiesen, mit dem Ausblick auf wunderbare Dolomitengipfel. Es hat, wie das ganze Hochpustertal, eine so gute Luft, daß man sie am liebsten nach Hause mitnehmen möchte.

Der Markt gehörte vor 1914 zur Bezirkshauptmannschaft Lienz und zum Bezirksgericht Sillian. Er hatte um 1910 zusammen mit Innichberg 1833 Einwohner, 193 Häuser und 5306 Hektar Gemeindegrund.

Es ist eine Ortschaft mit Bauern und Agrarwirtschaft, vor allem mit Viehzucht. Innichen und Innichberg hatten um 1900 40 Pferde, 594 Rinder, 28 Schafe und 104 Schweine. Im J. 1875 wurde eine Molkereigenossenschaft gegründet, die um 1900 in einer größeren Sennereigenossenschaft aufging. Es wurden Milch und seit ungefähr 1880 Milchzucker exportiert. Der rege Fremdenverkehr und die vielen Hotels, zum Beispiel auch in Toblach, haben viele Molkereiprodukte und Fleisch gebraucht. Der Bedarf wurde wohl, soweit er überhaupt genügt, in den nächsten Dörfern, eben auch aus Innichen, geholt und das wird für die Bauern ein guter Verdienst gewesen sein. Selbstverständlich war der Export von Holz, besonders nach Italien, stets groß. Vor 1850 gab es einen ziemlich großen Export von ledernen Handschuhen (z. T. aus Kitzhäuten; in der besten Zeit angeblich 84.000 Paare, später 16.800 Paare jährlich). Die Fabrikation ging aber in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts sehr zurück. Für die Bauern werden die vier Märkte pro Jahr, u. a. für den Viehverkauf, wichtig gewesen sein. Besonders schöne Pferde und Rinder (Mastochsen) werden exportiert worden sein. Der Bestand der Eisenbahnlinie seit 1871 erleichterte jeden Export von landwirtschaftlichen Produkten. Das Holz wird auf Lastenwagen über den nahen Kreuzberg nach Italien geliefert worden sein. Bauernsöhne aus den Gemeinden des Hochpustertales werden als Bergführer, Hüttenwirte, Kutscher (Innichen: 6 Lohnkutscher) und Lohndiener, Bauerntöchter werden als Kellnerinnen und andere Gasthofangestellte im Rahmen des großen Fremdenverkehrs und Alpinismus in den zahlreichen Hotels untergekommen sein, allerdings nur in der kurzen Sommersaison.

Innichen war ein kirchlicher Mittelpunkt, weil es ein Kollegiatstift hatte und ein großes Dekanat war. Es hatte außer Innichen selbst 24 Seelsorgestationen unter sich, die von Taisten und Welsberg bis Abfalterbach und Strassen und bis Untertilliach reichten. Das Stift hatte um die Jahrhundertwende allerdings außer dem Propst nur zwei Kanoniker und zeitweilig einen Kooperator. Unter den Kanonikern erwarb Leonhard Wledemayr (gest. 1912) durch ein zweiteiliges Werk über die Hofmark Innichen (1908/10) besondere Verdienste. Viele Pröpste waren durch ihre Würde in der Kurie der geistlichen Korporationen Mitglieder des Tiroler Landtages. Franz Josef Rudigler (1811 — 1884) aus Vorarlberg war von 1848 bis 1850 Propst von Innichen. Er wurde später (1853 — 1884) ein recht be-

rühmter Bischof von Linz. Der bedeutendste Propst war Dr. Josef Walter aus Innsbruck (geb. 1835, in Innichen 1887 — 1915, im J. 1915 gestorben), der der „Pusterer Bischof“ genannt wurde. Er war Verfasser einiger wirkungsvoller religiöser Erbauungsbücher, die etliche Auflagen erlebten. Walter war überdies sehr kunstsinnig und erhielt das Amt eines Konservators. Die höheren Kleriker des alten Tirol gehörten damals noch zur konservativen Partei. Dr. Walter war einer der ganz wenigen hohen Geistlichen, die früh der jungen christlich-sozialen Partei beitraten, ja, er spielte, mehr hinter den Kulissen, darin eine führende Rolle. Seine Freunde waren die drei „Sch“ Tirols, nämlich der bekannte Josef Schraffl, Bürgermeister des nahen Sillian, und die Abgeordneten für das Pustertal, Statthaltereirat Dr. Johann Schorn und Prälat Dr. Aemilian Schöpfer. Das Pustertal wurde nicht zum wenigsten durch Propst Walter eine Hochburg der damals neuen Christlich-sozialen. Nebenbei gesagt, er hatte Kreszenz Trebo als Häuserin, die Verfasserin eines seinerzeit geradezu berühmten Kochbuches.

Gerade heute, da der Innichner Dom von Grund auf restauriert wird, hat es keinen Sinn, noch viel über die Restaurierung des Domes und des Friedhofes durch Propst Walter von ungefähr 1889 bis ungefähr 1903 zu schreiben. Er hatte immerhin den Wiener Dombaumeister Friedrich v. Schmidt als Berater und er erhielt sogar von Kaiser Franz Joseph Spenden für die Wiederherstellung des Domes. Die Restaurierung Walters war natürlich weit besser als die unglückselige des Propstes Johann Paul Rappold von 1846 bis 1848. Die Arbeiten am Dom hörten auch nach 1848 nie auf. Ich kann hier kein endgültiges Urteil aussprechen. Bei allen Verdiensten scheint es selbst Propst Walter nicht gewagt zu haben, bei der Restaurierung radikal durchzugreifen. Altes wurde bewahrt oder anderswo aufgestellt. Neues (zum Beispiel neue Fenster aus der Glasmalerei-Anstalt Innsbruck, eine Mosaikarbeit, ein Hochaltar aus Marmor) wurde bestellt, eigens verfertigt oder gekauft. Altes stand also neben Neuem. Darin war Propst Walter zu seiner Zeit keine Ausnahme unter den Restauratoren. Er war wohl geschmack- und verdienstvoller als andere. Der Dom erhielt im J. 1853 Gemälde von Franz Hellweger und um 1895 Bilder des Franziskaner-Malers P. Cajus d'Andrea. Beide waren seinerzeit in Tirol berühmte und beliebte Künstler. Der bekannte alte Bildstock wurde auch unter Walter im J. 1890 restauriert. Die Kirche St. Michael bekam Altarbilder von Karl Blaas d. Aelt. und Kaspar Jele. Diese Kirche wurde während des ersten Weltkrieges schwer beschädigt. Die St. Katharinakirche erhielt ein Bild von Kaspar Jele.

Der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm kam im September 1887 während seiner Sommerfrische von Toblach nach Innichen und soll bei der Besichtigung der hl. Grabkirche spontan ausgerufen haben: „So möchte ich unsere letzte Ruhestätte haben!“ Er starb im nächsten Jahre. Das Mausoleum des nunmehrigen Kaisers Friedrich III. in

der Friedenskirche in Potsdam sei im Inneren der hl. Grabkirche in Innichen nachgebildet worden.

Innichen genoß seit 1694 den Vorteil, ein Franziskanerkloster zu besitzen. Die Patres werden viele Aushilfen auf den Landpfarren geleistet haben, was für die Weltpriester eine Entlastung war. Die Zahl der Franziskaner-Priester schwankte zwischen fünf und zwölf, die der Laienbrüder zwischen einem und zehn.

Propst Walter hat im J. 1893 am Dom eine Rosenkranzbruderschaft gegründet. Innichen erhielt vor 1918 einen eigenen Soldatenfriedhof.

Der Markt hatte also für seinen Umfang relativ sehr viele Kirchen. Wenn auch die Restaurierungen besonders des Domes, zum kleineren Teil auch in anderen Kirchen nicht immer vollständig gelangen, so waren die Denkmäler Innichens doch eine kunsthistorische Sehenswürdigkeit, was wieder der Belebung des Fremdenverkehrs zugute kam. Ich weiß nicht, ob Innichen vor 1914 Antiquitätenläden hatte. Man hört von Kronprinz Friedrich Wilhelm, daß er im Hochpustertal Antiquitäten kaufte, wo er nur konnte.

Die Hausberge von Innichen waren der Haunold, der im J. 1878 offiziell zum erstenmal erstiegen wurde (es ist unsicher, ob nicht früher Einheimische oben waren) und der Helm, über den damals keine Grenze lief. Sonst konzentrierte sich der unaufhörlich ansteigende Alpinismus auf das Sextental und seine Seitentäler, was ich hier nicht zu behandeln brauche. Immerhin wird für Innichen manches abgefallen sein. Es gab im Markt zwei bis drei Bergführer, von den berühmten Sextener Bergführern zu schweigen. Viele Alpinisten werden vor und nach den großen Bergtouren im Bereich von Sexten in Innichen übernachtet haben. Es gab einen Pferdewagen von Innichen nach Sexten, Moos und Fischleintal, der in der Hochsaison zwei- bis dreimal täglich verkehrte.

Die Straße von Innichen auf den Kreuzberg (damals Staatsgrenze) wurde um und nach 1897 verbessert. Da sie für die Grenztruppen (Landesschützen) des österreichischen Heeres bedeutsam war, wirkten Genie-Offiziere an den Tracierungsarbeiten mit.

Der kommende Fremdenverkehr wäre ohne den Bau der Pustertaler Eisenbahnlinie nicht möglich gewesen, die am 30. November 1871 eröffnet wurde (im Besitz der seinerzeit berühmten Südbahngesellschaft). Innichen erhielt natürlich eine Bahnstation, die während der Hochsaison sogar eine Eilzugstation war. Die Belegschaft des Bahnhofes (damals natürlich keine Grenzstation) wechselte zwischen vier und sieben Beamten. Im J. 1880 wurden 10.804 aus- und einsteigende Reisende gezählt, was wohl gering veranschlagt ist. Später dürften sie zahlreicher gewesen sein. Der Fremdenverkehr und Alpinismus erlebte im Hochpustertal in den Jahren vor 1914 eine ungeahnte Blüte. Es gab allerdings im allgemeinen keine Wintersaison. Innichen trat in der Intensität des Fremdenverkehrs wohl hinter Neutoblach und Niederdorf etwas zurück, hingegen überragte es wohl Sillian und dessen Nachbargemeinden. Es ist überflüssig, näher zu erläutern, wie der Fremdenverkehr eine frü-

her nicht gekannte, zusätzliche wertvolle neue Einnahmequelle für die Einwohner war. Es war aber eine gesunde Zustand, daß die Bewohner des Marktes nicht allein vom nicht stets krisenfesten Fremdenverkehr abhängig wurden.

Innichen kam mit seinen seit langem bestehenden, altbewährten Gasthöfen im allgemeinen aus. Sie wurden modernisiert. Es gab nur wenige Neubauten, darunter die damals so beliebten „Dependancen“. Ich konnte vor 1914 siebzehn Gasthöfe, Pensionen und Fremdevillen aufzählen, die z. T. später als die alten Gasthäuser eröffnet wurden. Sie existierten nicht zur Gänze gleichzeitig. Die Familien der Wirte hießen: Angerer, Baumgartner, Fuchs, Hellenstainer, Kühbacher, Leimporer, Mayr, Ortner, Smolinski, Steiner, Steinwanger, Wachtler, Wiesenthaler.

Viele Gäste von damals waren keine Passanten. Sie blieben oft durch einige Wochen in einem Gasthaus in Sommerfrische, wobei die Wirte einen zuverlässigeren Verdienst hatten. Nicht wenige Bauern richteten Privatwohnungen für Sommergäste her; sie hatten eine eigene Küche. Da der Komfort damals gering war, waren die Kosten der Adaptierungen nicht hoch. Auch solche Wohnungen, die für eine ganze Sommersaison gemietet wurden, waren beliebt und gut besucht. Früher soll es 47, vor 1914 angeblich 70 Privatwohnungen für Sommergäste gegeben haben, was wohl hoch gegriffen ist. Innichen hatte vor 1900 ungefähr 250 Betten in Gasthöfen und 100 Betten in Privathäusern für Fremde.

Hier muß auch das von der Ortschaft etwas entfernte Wildbad Innichen (1336 m) erwähnt werden, eines der vornehmsten der zahlreichen Wildbäder des Pustertales. Es war früher stärker besucht. Es hatte dann zwischen 1880 und 1883 zwischen 360 und 250 Gästen jährlich. Das wechselte sehr nach dem Wetter während der Sommersaison. Das Bad galt als Heilmittel für sehr zahlreiche und ganz verschiedene menschliche Leiden. Später wurden damals moderne medizinische Geräte in eigenen Räumen für Spezialkuren bereit gestellt. Um die Mitte und in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts war Dr. Josef Scheiber der langjährige Inhaber und Badearzt des Wildbades. Die ständigen Investitionen und Neubauten können hier nicht näher geschildert werden. Es gab schließlich einen Altbestand an Bauten, der gern von der Tiroler Landbevölkerung aufgesucht wurde, und einen modern ausgestalteten Neubestand an Bauten, der dann weniger von Tirolern und mehr von auswärtigen Gästen bewohnt wurde. Das Haupthaus und alle Nebengebäude hatten um 1910 120 Zimmer mit 200 Betten. Das Wildbad hatte stets einen eigenen Badearzt. Der Besuch scheint vor 1914 sehr gut gewesen zu sein.

Die Einheimischen suchten den Fremden etwas zu bieten. Darunter besonders Platzkonzerte in der Hochsaison mehrmals in der Woche. Es spielte u. a. die Kapelle der Schützen. Es gab ferner sogenannte „Waldfeste“, Jagderlaubnis für Fremde und Tennisplätze. Die Sektion Hochpustertal des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (seit 1877) und ein Verschönerungsverein (seit 1893, bzw. seit 1907) sorgten für die Erweiterung des Alpinismus und des Fremdenverkehrs.

Vom nahen Toblach kamen hohe Persönlichkeiten als vorübergehende Besucher, darunter vor allem der deutsche Kronprinz Friedrich Wilhelm im September 1887, der auch in das Sextental fuhr. Er war eigentlich schwer krank, ohne daß er es wußte (Kehlkopfkrebs). Es war sein letztes Lebensjahr und scheinbar seine letzte, seelisch unbeschwerte Zeit. Zwei kleine Tafeln bei Innichen und im Sextental erinnern noch durch einige Zeit daran, daß Friedrich Wilhelm dort gewesen ist. Wahrscheinlich kamen u. a. König Albert von Sachsen und König Milan I. von Serbien (Obrenovicz) sowie eine Reihe von deutschen und anderen fürstlichen Personen von Toblach auf vorübergehenden Besuch nach Innichen.

Innichen hatte unter der alten Monarchie auch eine gewisse militärische Bedeutung. Seit 1909 waren der Oberst, der Stab, die Ämter und das 4. Bataillon des damals errichteten Tiroler Landesschützenregimentes Nr. III in Innichen, wo auch eine Kaserne (im Norden der Ortschaft) erbaut wurde. Die Landesschützen waren eine alpinistisch geschulte, ausgesprochene Hochgebirgstruppe, zahlenmäßig allerdings den auf der anderen Seite stehenden italienischen Alpini weit unterlegen. Sie bewachten u. a. die Pustertaler Grenze im Süden und die Ostdolomiten. Dieser Schutz war nötig, denn alle Eingeweihten wußten seit längerer Zeit, daß das „Bündnis“ mit Italien fast alle Bedeutung verloren hatte. Das Hauptmanövergebiet des 4. Bataillons wird das Sextental mit den dortigen Dolomiten gewesen sein, wo es auch Werke (Festungsanlagen, die allerdings z. T. veraltet waren) gegeben hat. Die Landesschützen (später Kaiserschützen) blieben während des ersten Weltkrieges nicht in Tirol, sondern kamen leider hauptsächlich nach Galizien, wo sie natürlich ihre Hochgebirgsfahrung nicht verwerten konnten und schwere Verluste erlitten, die nie mehr gutzumachen waren. Erst ziemlich lange nach dem Ausbruch des Krieges mit Italien wurden sie endlich in ihr altes Stamm- und Manövergebiet, nach Altirol an die Front versetzt.

Die akademische Legion der Universität Innsbruck, die in das Standschützenbataillon Innsbruck Nr. 1 (die Legion war ungefähr 68 Mann stark) eingereiht wurde, wurde schon ab 23. Mai 1915 im Raum Sexten eingesetzt, also an einer der gefährdeten Stellen des Grenzgebietes. Innichen hatte überhaupt seit 1904 einen Militärveteranen- und Kriegerverein sowie vor allem eine Schützenkompanie (Standschützenkompanie). Die Gemeinde besaß seit 1853 einen neuen Schießstand, der später renoviert werden mußte (am Burgbühel).

Innichen war eine wohligordnete Gemeinde, mit einem Bürgermeister, der meist ein Gastwirt oder ein wohlhabender Bauer war. Die Volksschule wurde bis 1894 von einem bis drei Franziskanern geführt. Hierauf gab es einen weltlichen Lehrer und drei bis vier Lehrerinnen, die zum Teil Barmherzige Schwestern waren. Die Schule hatte eine, hierauf zwei, schließlich vier Klassen. Innichen hatte, vom Badearzt im Wildbad abgesehen, meistens zwei Ärzte. Die Ämter eines Gemeinde-, Spital- und Bahnarztes waren oft in einer Person vereinigt. Es gab auch zwei bis drei Hebammen.

men. Die Gemeinde besaß ein Spital, in dem die Kranken von Barmherzigen Schwestern gepflegt wurden. Ebenso war die Ortschaft Sitz einer eigenen Apotheke. Das Postamt hatte, wohl je nach der Saison, zwei bis drei bis vier Beamte. Innichen war ein eigener Gendarmerieposten mit drei Gendarmen zugeteilt.

Es gab Vereine und Organisationen, die dem Schutz der Ortschaft dienten, die religiös oder karitativ waren, die sich der Hebung der Wirtschaft, dem Fremdenverkehr und dem Sport aller Art widmeten, die auch politisch oder militärisch waren. Ich zähle sie hier auf:

Die Schützenkompanie (Standsschützen). Sie übten sich im Schießen am Schießstand am Burgbühel, marschierten bei den kirchlichen Prozessionen mit und gaben dort Salven ab; sie nahmen überhaupt an kirchlichen und weltlichen Feiern teil. Zusammen mit der Freiwilligen Feuerwehr suchten sie bei Naturkatastrophen der Ortschaft und ihren Mithürgern möglichst zu helfen. Sie rückten hierauf auch im ersten Weltkrieg ein. — Freiwillige Feuerwehr (seit 1878).

Piusverein, Vinzenzverein (seit 1877), Kreuzerverein zur Erhaltung der Stiftskirche (seit 1906), Rosenkranzbruderschaft (seit ungefähr 1893).

Molkerei-Genossenschaft (seit 1875), 1. Sennerer-Genossenschaft (seit 1900), Landwirtschaftliche Bezirksgenossenschaft Hochpustertal (seit 1902), Raiffeisenkasse, Spar- und Darlehenskassenverein (seit 1893).

Verschönerungsverein (seit 1893, 1907 neu aufgestellt), Sektion Hochpustertal des Deutschen und Österreichischen Alpenvereins (seit 1877/78), Radfahrerverein (seit 1893), Wintersportclub.

Musikkapelle der Schützen (seit 1846, zweite Gründung im J. 1883), Männergesangsverein (seit 1888).

Tiroler Volksbund, Bundesgruppe nach 1905, Militär veteranen- und Kriegerverein (seit 1904).

Die Gemeinde erhielt im J. 1903 fast überall elektrisches Licht vom Elektrizitätswerk Toblach.

Innichen ist, von einer großen Überschwemmung abgesehen, nicht oft von Katastrophen betroffen worden. Es herrschten in den Jahren 1836 und 1859 Seuchen, die aber nicht sehr arg gewesen sein müssen, da man nichts Ausführliches erfährt. Die Erdbeben, besser Erdstöße, waren selten und geringfügig. Es gab am 4. August 1859 einen Brand in der oberen Gasse, wobei ein Wohn- und ein Wirtschaftsgebäude verbrannten. Der seinerzeit wohl nicht oder nur wenig regulierte Sextener Bach bildete für Innichen immer eine Gefahr. Der Markt litt schon in den Jahren 1821 und 1837 unter Überschwemmungen. Er wurde am 29. September 1885 und am 13. Oktober 1889 vom Sextener Bach bedroht und mußte Schäden hinnehmen. Die schrecklichste Katastrophe ereignete sich jedoch am 16. September und am 28. Oktober 1882. Dieses Jahr war das fürchterlichste Überschwemmungsjahr für das ganze Pustertal. Immerhin hatte Innichen relativ weniger Schäden als andere Pustertaler Ortschaften aufzuweisen. Der schrecklich angeschwollene Sextenerbach schoß in hohen Wogen durch den Markt. Der östliche Teil des Marktes blieb eher verschont. Die Meldungen sind verschieden. Vier oder sechs Menschen hätten damals den Tod er-

litten. Drei Häuser waren gänzlich zerstört, dreizehn teilweise. Zwei Häuser waren ebenerdig vollständig vermurt, zwanzig andere Häuser waren anscheinend geringfügiger verschlamm. Viele Felder in der Umgebung des Marktes waren von Schotter überdeckt oder überschlammt. Die Drau riß sich durch die Felder ein neues Bett. Der Bahndamm konnte nicht mehr befahren werden. Landesschützen aus Bruneck (vom österreichischen Heer), die manchmal bis zur Brust im Wasser standen, die Gendarmen und Bahnbeamten von Innichen bewährten sich bei den Arbeiten an neuen Abzugskanälen sehr.

Der nahe Kreuzbergpaß, die Grenze zum damals österreichischen, aber größtenteils aufständischen Venetien, mußte von den Tiroler Schützen, darunter von der Schützenkompanie Innichen (mit den Offizieren und Unteroffizieren ungefähr 70 Mann), vom Mai bis zum Juli 1848 gegen die italienischen Freischaren gesichert werden. Man war damals voll von Siegeszuversicht und man befürchtete keinen Einmarsch der Feinde, also auch keine Gefahr für den ziemlich nahen Markt Innichen. In den Kriegsjahren 1859 und 1868 drohte vom Kreuzberg her kein Einfall der Italiener.

Die schrecklichste Zeit für Innichen in der Periode vor 1918 war die vom 19. April bis ungefähr zum 24. August 1918, von anderen Zeiten des ersten Weltkrieges abgesehen. Damals beschossen die Italiener von Misurina-Rimbianco(?) aus mit schwerster Artillerie u. a. auch Innichen. Es seien mindestens 330 28-cm-Granaten gefallen. Es hätte mindestens 34 Beschießungen gegeben. Fast nach jeder Beschießung kamen italienische Aufklärungsflugzeuge. Die Beobachter mußten feststellen, was von den Granaten getroffen worden war. Italienische Flieger sollen aber auch mit Maschinengewehren Eisenbahnzüge und Trainkolonnen beschossen haben. Es wurden vier Menschen von Innichen getötet. Vierundzwanzig Objekte wurden durch Beschuß vernichtet oder schwer beschädigt. Hierbei muß man kleinere Schäden an vielen Häusern sowie Schäden durch detonierende Granaten auf den Feldern eigens rechnen. Kùhebacher nennt über neun zerstörte Häuser. Das Gasthaus am Bahnhof, das alte Gasthaus Baumgartner, das „Weiße Rössl“, ein Haus, das dem „Grauen Bären“ gehörte, wurden von Granaten getroffen. Allein bei einer Beschießung seien 21 Rinder getötet worden. Ein Teil der Einwohner verließ nach dem 3. Mai 1918 den Markt und zog sich auf den Innichberg und in Weller in der Umgebung des Ortes zurück. Der Hauptgottesdienst wurde in der Kapelle des Krieger-Waldfriedhofes gehalten. Die Kreuzgruppe in der Stiftskirche wurde nach Lienz in Sicherheit gebracht. Die Bahngeleise bei Innichen wurden oft zerstört. Sie wurden aber stets sofort durch Soldaten des Eisenbahnregiments repariert, weil der Bahnverkehr durch das Pustertal besonders aus militärischen Gründen aufrecht erhalten werden mußte. Die Bahnverwaltung errichtete eine Ersatzstation „Haunold“, die von der italienischen Artillerie nicht getroffen werden konnte. Es war sehr unangenehm, daß die Bauern und ihre Familien (die Männer waren ja meistens im österreichischen Heer oder bei den Standsschützen eingerückt) auf den Feldern weiterarbeiten mußten, um die

Ernte einbringen und leben zu können. Dort waren sie nie vor Beschuß sicher. Eine Vorwarnung vor dem Beginn der Beschießung durch Artillerie oder vor der Ankunft der rasch einlangenden italienischen Flugzeuge konnte es natürlich nicht geben.

Nach der siegreichen österreichisch-deutschen Offensive von Karfreit-Flitsch-Tolmein vom Oktober 1917 mußten die Italiener die östlichen Dolomiten räumen. Die Beschießung durch Artillerie hörte auf. Die Ämter und die Bevölkerung konnten beruhigt nach Innichen zurückkehren. Die Schäden im und um den Markt wurden auf mindestens 462.000 Kronen geschätzt. Die Militärverwaltung stellte Leuten, die ihr Heim verloren oder beschädigt angetroffen hatten, derzeit leer stehende Baracken zur Verfügung. Die Tiroler Landesregierung sandte im Juli 1918 einen Architekten mit 35 Arbeitern nach Innichen. Es wurden vorderhand sechs Wohn- und drei Futterhäuser wiederaufgebaut. Die Kaserne der Landesschützen (Kaiserschützen) war immer überfüllt, da Abteilungen von Truppen für kurze Frist einzogen und bald wieder abrückten.

Bosnische Soldaten (Bosniakenregiment 5) sperrten am 8. November 1918 den Bahnhof von Innichen mit Maschinengewehren ab. Sie ließen keine anderen Soldaten des österreichischen Heeres zu, auch nicht Mannschaften des Infanterie-Regimentes Nr. 59 „Erzherzog Rainer“ (Salzburger). Es wäre beinahe zu einem Gefecht gekommen. Auf beiden Seiten wären Eiltetruppen gestanden. Die Bosniaken wurden auf Waggons verladen und rollten nach Osten ab. Erst dann wurde der Bahnhof auch für andere abrückende Truppen des österreichischen Heeres frei.

Innichen hat einen sehr sympathischen, heute leider ziemlich verschollenen Dichter hervorgebracht, nämlich (Peter) Paul Rainer (1885 — 1938), den Sohn eines Kaufmannes im Marke, der von 1914 an Professor und Direktor im Real-Gymnasium in Reichenberg in Böhmen war. Ich kannte eine Schwester von ihm, die meiner Mutter und mir manches erzählte, natürlich nur im Tone der Begeisterung über ihren Bruder. Von seinem Naturell abgesehen, gaben diese weite Entfernung von der Heimat und leider auch das Heimweh nach Tirol seinen Dichtungen das Herzliche und die große Wärme. Er hat seine Kindheit in Innichen im Büchlein „Unterm Haunold“ (1920) sehr gemütvoll beschrieben. Ich erwähne noch seine Heimatgedichte und seine Bücher „Frau Emma in Europa“ (Frau Emma Hellenstainer vom „Schwarzen Adler“ in Niederdorf, seinerzeit eine ausgezeichnete und berühmte Wirtin) sowie „Legenden aus dem Pustertal“. Immer wieder verherrlichte er das schöne Hochpustertal.

Es ist vielleicht weniger bekannt, daß die seinerzeit sehr bekannte und beliebte Tiroler Volksdichterin Maria (Baronin) von Buol aus Kaltern im J. 1923 eine ziemlich große Erzählung herausgab „Die Kirchfahrerin“, die in Innichen spielt und nach einer wahren Begebenheit geschrieben sein soll.

Der heute lebende Karl Springenschmid (geb. im J. 1897 in Innsbruck, mütterlicherseits aus dem Hochpustertal stammend) hat seine Bergnovellen und -romane sehr oft im Hochpustertal spielen lassen und nicht zum wenigsten in Innichen und noch mehr im Sextentale. Es ist die

Welt des aufsteigenden Alpinismus und Fremdenverkehrs, der Bergbauern, der Bergführer und Berghüttenpächter, der Holzknechte, Senner und Hirten und nicht zuletzt der von Begeisterung erfüllten, als Bergsteiger noch ungeschickten städtischen Alpinisten.

Dieser kleine Aufsatz soll mit dem Wunsch schließen, daß es der nun 1200 Jahre alten Ortschaft Innichen möglichst gut gehen und daß Bedrohungen und Schäden wie im 1. und 2. Weltkrieg von nun an von ihr fern bleiben mögen. Ich gedachte bei der Abfassung dieser Zeilen des lieben Freundes meines Großvaters Dr. Johann Schorn und seiner Familie, also auch meiner verstorbenen Mutter, des unvergeßlichen Stiftpropstes von Innichen Dr. Josef Walter, der vor 54 Jahren gestorben ist.

Literatur:

Dieser Aufsatz verwertete in stark gekürzter Form zum Teil meinen alten, leider — besonders in Südtirol — ziemlich unbekannt gebliebenen Aufsatz „Beiträge zu einer Chronik von Innichen von 1850 bis 1918“ (Osttiroler Heimatblätter 25. Jahrgang 1957, Nr. 10, 11, 12; 26. Jhg. 1958, Nr. 1), der doch ziemlich viel erforschtes Material enthielt (Egon Kühbacher, Die Hofmark Innichen, 1969, S. 222 ff. erwähnt ihn in seinem Literaturverzeichnis

auch nicht). Ich erwähne noch meine anderen Aufsätze „Kronprinz Friedrich Wilhelm im September 1887 in Toblach“, Schlern Jhg. 1953, S. 445 ff. — „Die Entwicklung des Fremdenverkehrs in Tirol vor 1914, mit besonderer Berücksichtigung des westlichen Pustertales“, Schlern Jhg. 1962, S. 319 ff. Jhg. 1963, S. 68 ff. — „Prälat Dr. Josef Walter“, Osttiroler Heimatblätter 15. Jhg. 1947, Nr. 8. (Über Propst Walter auch Anselm Sparber in Schlern 1955 S. 407 ff.)

Mein altes Verzeichnis der Quellen und Literatur in Osttiroler Heimatblätter 26. Jhg. 1958, Nr. 1 ist wenig überholt. Im „Schlern“ ist erschienen: Anselm Sparber, Zur ältesten Geschichte Innichens, Schlern 1965, S. 54 ff. und 285. — Hans Sternberger, Innichner Kriegsgeschehnisse von 1810, Schlern 1955, S. 332 f.

Vor kurzer Zeit erschien das verdienstvolle Buch von Egon Kühbacher, der selbst ein Innichner ist, Die Hofmark Innichen, Innichen 1969. Die Darstellung behandelt teils die Geschichte Innichens von Beginn an, teils eben den Markt vom Standpunkt anderer wissenschaftlicher Sparten aus. So konnte Kühbacher die Periode der Geschichte Innichens vor 1914 natürlich schon raummäßig nicht allzu ausführlich darstellen. Dafür behandelt Kühbacher die Zeit nach 1918, die nach 1945 und den jetzigen Zustand Innichens. Es kommt ihm neben den wissenschaftlichen Kenntnissen eine genaue Ortskenntnis zugute. Literaturverzeichnis bei Kühbacher S. 222 ff. Das Buch ist eine sehr erfreuliche Neu-Erscheinung.

Ziel war die Wiederherstellung der ursprünglichen rein romanischen Anlage. Die empfindlichsten Eingriffe, die mit den wissenschaftlichen Kunstbegriffen unserer Zeit am wenigsten in Einklang zu bringen sind, geschahen um die Mitte des vorigen Jahrhunderts. Da die Stiftskirche zur Pfarrkirche wurde, glaubte man, sie unbedingt „vergrößern“ zu müssen. Es begann damit, daß im Jahre 1847 die Hallenkrypta zugeschüttet wurde und man ihre Säulen für die Arkaden des Friedhofes verwendete.

Die erste Großtat bei der Renovierung anläßlich der 1200-Jahr-Feier war bereits 1968 nahezu vollendet: die Wiederherstellung der Unterkirche, die nunmehr einwandfrei dem Zustand des 12. Jahrhunderts entspricht. Mit Schubkarren mußte in mühevoller Arbeit das Material entfernt werden. Da kam die erste Überraschung. Man fand die Säulenbasen an Ort und Stelle. Sie sind noch früherer Baubestand. Entstand der Dom selbst im 13. Jahrhundert — ein Neubau nach dem Brand um das Jahr 1200 — so stammt die Krypta im heutigen Zustand aus dem frühen 12. Jahrhundert. Die Säulenbasen klärten den Grundriß. Die Säulen selbst fand man ja in den Arkaden. Die Arkaden erhielten mittlerweile Kunststeinsäulen, verloren also nichts; doch in der Krypta kamen die echten alten Säulen zurück an ihre ursprüngliche Stelle. Man entdeckte auch die Ansätze der Gewölbe, so daß die vier achteckigen und die sechs runden Säulen wieder richtig eingefügt werden konnten.

Die achteckigen Marmorsäulen stammen aus einer noch früheren Periode, nämlich aus der ottonischen Bauzeit um das Jahr 950; die robusteren Stücke aus der Zeit um 1100. An den Gewölben ist noch etwas von einem romanischen Freskenschmuck zu sehen, aber diese Reste ergeben ebenso wie jene in der Sakristei keinen vollständigen Eindruck. Die Zerstörung war hier zu weit fortgeschritten. Innichen besitzt seit 1968 wieder die älteste und besterhaltene Krypta im Tiroler Raum.

DR. NORBERT HÖLZL

Die Renovierung des Domes von Innichen

Erbe einer großen Vergangenheit ist in Innichen heute unter fünf Kirchen der im süddeutschen Raum am vorzüglichsten erhaltene romanische Dom, die Stiftskirche zu den Heiligen Candidus und Corbinian. Durch die eminent bedeutende Stellung des Stiftes kam dieser Bau zustande. Das Bauwerk blieb nahezu unberührt von der Gotik und völlig unberührt von Barock oder Rokoko. Auch Kloster Neustift hatte ursprünglich eine romanische Kirche. Aber die Kirche dieses wohlhabenden Stiftes machte im Laufe der Geschichte so viele Stiländerungen mit, daß die romanische Grundanlage gerade noch für Fachleute erkennbar ist.

Obwohl nie ein Bischof in Innichen seinen Sitz hatte, spricht die Bevölkerung in Innichen von „Dom“. Größe und historische Geltung rechtfertigen diese sprachliche Steigerung. Innichen ist heute eine der drei Propsteien Südtirols.

Die vielen Veranstaltungen und teilweise auch die Publikationen zur 1200-Jahr-Feier von Innichen haben jedoch nur lokale Geltung. Von allgemeiner Bedeutung ist dagegen die Renovierung der Stiftskirche, das für Jahrzehnte hervorstechendste Werk der Denkmalpflege in Südtirol, ein Geschenk an Innichen, denn die Gemeinde beteiligte sich an der Finanzierung nicht. Kanonikus Dr. Karl Wolfsgruber vom kirchlichen und Dr. Rasmo vom staatlichen

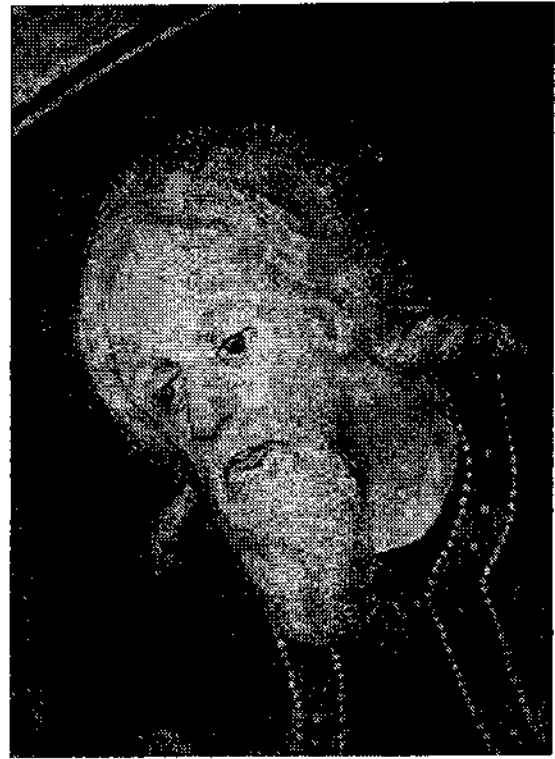
Denkmalamt arbeiteten hier zusammen, um dieses Großwerk in der relativ kurzen Zeitspanne von zwei Jahren nahezu abzuschließen.



Die Krypta



Hl. Katharina



Hl. Andreas

Über dieser gehobenen Krypta wird ab nun, nur über Treppen zu erreichen, der Altartisch stehen mit dem berühmten romanischen Triumphkreuz aus der Zeit um 1200, das wieder voll zur Geltung kommt.

Hoch über Krypta und neu aufgestelltem Altartisch, in der Vierungskuppel, entdeckte man 1969 das bedeutendste Kunstwerk im Dom von Innichen. Es war zugleich die größte, ja sensationelle Überraschung für die Kunsthistoriker bei den Renovierungsarbeiten. Unter der Tünche des 19. Jahrhunderts kam ein romanisches Fresko von gigantischen Ausmaßen zum Vorschein. Es ist die ikonographisch hochinteressante Darstellung eines Schöpfungsberichtes aus der Zeit um 1270/80. Die Grundzeichnung ist vollständig erhalten. Der Gesamteindruck ist ein außerordentlicher. Dargestellt sind Gott-Vater als Schöpfer, die Erschaffung des Lichtes und der Sterne, der Welt, der Tiere und des Menschen; Abschluß ist der Sündenfall. Es gibt im tirolisch-kärntnerischen Raum keinerlei Vergleichsmöglichkeiten mit diesem romanischen Monumentalfresko; auch mit Gurk sind keine gegeben. Die Schöpfungsdarstellung ist das älteste romanische Großwerk im Pustertal.

Ganz unerwartet kam eine weitere hochbedeutende Entdeckung zutage. In der gotischen Vorhalle mit der Rosette wurden die Gewölberippen ausgebessert. Bei diesen Arbeiten entfernte man eine offensichtlich später errichtete Mauer. Etwa 2 cm dahinter kam ein gotisches Fresko in leuchtenden satten Farben zum Vorschein; besterhalten deshalb, weil es nicht erst sorgfältig vom Verputz eines früheren Jahrhunderts befreit werden mußte. Es war an der einstigen westlichen Außenmauer, hoch über dem Portal, in der Höhe der heutigen Rosette, vermutlich schon seit Jahrhunderten von allen zerstörenden Einflüssen fest ab-

geschlossen. Dieses Fresko ist heute hoch über der Orgelempore und daher relativ schwer zu sehen.

Bei diesem Fresko dürfte es sich um ein Spätwerk Meister Leonhards von Brixen handeln, um 1465 entstanden. In der Kunstgeschichte war es bisher ebenso unbekannt wie das Kuppelfresko mit dem Schöpfungsbericht. Dargestellt ist eine Kreuzigungsgruppe mit Johannes und Maria, den Heiligen Katharina und Dorothea; weiters der Ortspatron, der frühchristliche Märtyrer Bischof Candidus. Links unten ist eine Stifterfigur, ein Kanoniker mit dem heiligen Andreas, der gewiß sein Namenspatron ist. Durch die abgebildeten Heiligen, die an ihren Attributen eindeutig zu erkennen sind, wird es sicher möglich sein, den Namen des Kanonikers festzustellen. Es muß ein Mit-

glied des Domkapitels aus der Zeit der Entstehung des Freskos mit dem Vornamen Andreas sein.

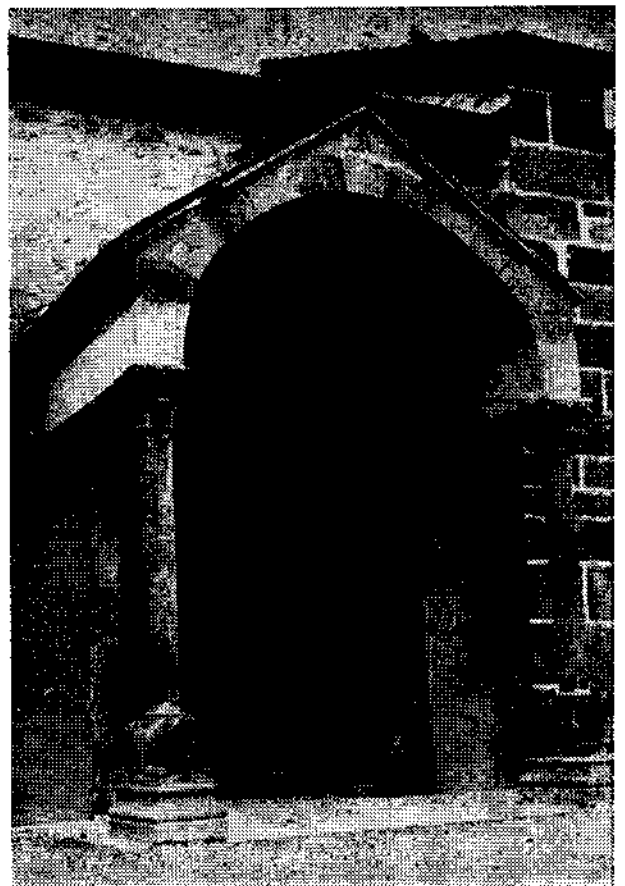
Bei der Renovierung dieses Freskos mit den nahezu lebensgroßen Figuren suchte man in Innichen einen neuen Weg. Man darf von einem neuen „Stil“ der Renovierung sprechen, der sich hier anbahnt und sich voraussichtlich allgemein durchsetzen wird. Wirklich beschädigt war das Fresko nicht. Es gab nur einzelne Löcher durch die Mauerstützen. Man hat nun alle Linien und Flächen vollständig rekonstruiert und ergänzt, so daß der Zustand des Freskos so ist, als habe Meister Leonhard es nicht vor fast genau einem halben Jahrtausend verlassen, sondern vor wenigen Tagen oder Wochen. Bisher hat man, vielleicht auch als Reaktion auf das allzu sorglos überpinselnde



Apostel Johannes und hl. Candidus



Der Altarraum nach der Renovierung



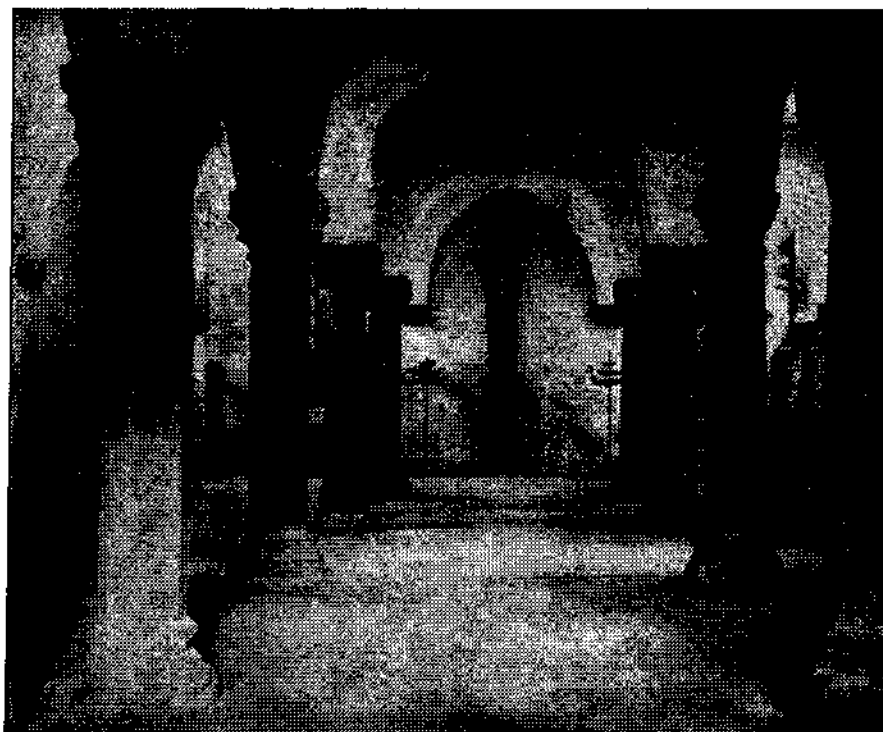
Das Nordtor



Das gotische Fresko über der Orgelempore



Der Turm wartet noch auf Renovierung



Die Krypta mit der Statue des hl. Corbinian

Bildautoren:

- Foto Klose, Innichen, 3
- Olga Lamp 3
- Hanni Mahl 5
- Dr. Meinrad Pizzinini 3
- Dr. Franz Kollreider 1
- RR Hans Waschler 14

19. Jahrhundert, alle nicht mehr erhaltene Stellen peinlichst ausgespart und es meist auch vermieden, verblaßte Stellen wieder aufzufrischen. Das ist der „Renovierungsstil“ in der Pfarrkirche Bozen ebenso wie in der Pfarrkirche Lienz. Dieses peinliche Aussparen vermittelt gerade für breite Bevölkerungsschichten einen unrichtigen Eindruck von der Malerei der Gotik, die leuchtende Farben, so wie in der griechischen Antike bevorzugte, die wir meist unrichtig mit weißlichen Gips-Vorstellungen in Zusammenhang bringen. Sollte wieder eine Epoche kommen, die nur den ursprünglichen Zustand gelten läßt, der in eine puristische, museale Richtung weist, so besteht durchaus die Möglichkeit, die Farben des Restaurators des Jahres 1969 herunterzuwaschen, denn im Gegensatz zu jenen der spätmittelalterlichen Freskentechnik sind sie nicht wasserbeständig. Rationalistischer, musealer Eindruck oder Rekonstruktion der gotischen Malweise, sind die beiden Gegensätze. In Innichen versuchte man endlich die zweite Möglichkeit. Vermutlich mit Erfolg, wenn sich auch manche Vertreter

der älteren Richtung dagegen wenden werden.

Bisher hatte man von einem Drittel der Bänke aus keine Sicht zum Altar. Die neue Anordnung der Bänke um den Altar, der ca. 1,80 m über dem Bodenniveau errichtet ist, gleicht jener in modernen Kirchen und dürfte dem Empfinden unserer Zeit vorzüglich entsprechen. Höhepunkt der heurigen 1200-Jahr-Feier war die Weihe dieses Altars am 14. September.

Auch das Äußere der Kirche wurde verändert im Sinne der ursprünglichen Anlage, wenn auch das renovierungsbedürftige Wahrzeichen von Innichen, der romanische Turm auf seine Erneuerung noch etwas warten muß. Die zu starke Abschrägung der seitlichen Dächer wurde korrigiert. Sämtliche Verputze wurden von den Außenwänden entfernt. An Hand alter Zeichnungen suchte man die ursprünglichen Rundbogenfenster — und fand sie. Die Fensteröffnungen waren teils zugemauert und durch andere, den Raumcharakter nicht ganz entsprechende, ersetzt worden.

Die an und für sich schon selten reine romanische Anlage des Domes von Innichen wurde durch die Renovierungsarbeiten der Jahre 1968/69 eine vollkommene.

Durch eine lange Geschichte und durch Wallfahrten ist Osttirol mit Stift Innichen besonders verbunden. Es ist erfreulich, daß dieses hervorragende romanische Kunstwerk nun ebenbürtig neben der glänzend renovierten Stadtpfarrkirche Lienz in unserem Raum steht. Es ergeben sich seltene Vergleichsmöglichkeiten zwischen dem Innichner Dom, in dem die Zeit viele Jahrhunderte still zu stehen scheint, und der Stadtpfarrkirche Lienz, die etwas ganz anderes ist, ein organisch Gewachsenes mit Kunstwerken, die der Frömmigkeit der Romanik ebenso erwachsen wie jener der Gotik und des Barock und bis zum Glaubensausdruck der unmittelbaren Gegenwart reichen. Es spricht jedenfalls für unsere Zeit, daß die Großrenovierungen in Innichen und Lienz gerade jetzt in einer Art und in einem Umfang möglich wurden, wie sie etwa vor einigen Jahrzehnten noch undenkbar gewesen wären.



Die
 „Osttiroler Heimatblätter“
 anbieten
 der allsehrwürdigen Hofmark Innichen
 ihre aufrichtigen Glückwünsche
 zum zwölftundertjährigen Jubiläum!